MODERNES

JUDENTHUM

VON

Rabb. Dr. L. GOLDSCHMIED.

WIEN UND LEIPZIG 1898.

VERLAG VON M. BREITENSTEIN'S BUCHHANDLUNG,
WIEN, IX., WÄHRINGERSTRASSE 5.

DRUCK VON JOHANN L. BONDI & SOHN, WIEN, VII., ZOLLERGASSE 17.

Vorwort.

Wir steuern mit vollen Segeln dem Mittelalter entgegen. Die aus den rohesten Instincten eines fanatisirten Pöbels hervorgegangenen Anklagen der Vergangenheit werden wieder laut. Die Beschuldigung der Ritualmorde führt in dieser Zeit der Aufklärung zu strafgerichtlichen Verhandlungen. Es sind auch Anzeichen dafür vorhanden, dass der Aberglaube der angeblich von Juden verübten Hostienschändungen, in der Menge zunimmt. Stürmte eine neue Pest über Europa hinweg, wir könnten das grauenhafte Märchen der Brunnenvergiftungen wieder erleben. Von da bis zu den Juden-Verfolgungen ist nur ein kleiner Schritt, und die Leiter der antisemitischen Bewegung der Neuzeit sehen nicht darnach aus, als ob sie im gegebenen Momente vor diesem Schritte zurückschrecken möchten. Nein, diese Menschen, die unsere Geschichte und Cultur um einige Jahrhunderte zurückschrauben möchten, stehen ganz gewiss nicht im Dienste eines Kampfes der logischen Ideen, als welchen Hegel die Geschichte der Menschheit aufgefasst wissen will. Denn in einem Kampfe können bereits überwundene Gegner, und seien diese auch nur logische Ideen, nicht wieder aufstehen. Treten aber mittelalterliche Gestalten ins Vordertreffen, dann handelt es sich um etwas anderes, als um abstracte logische Ideen, dann handelt es sich um reale Macht, um die Herrschaft über die Gemüther. Diese Erwägung sollte uns zur kräftigen Gegenwehr aneifern.

Auch der trostlose Verfall im Innern, die Machtabnahme der religiösen Idee im modernen Judenthume, sind drohende Vorzeichen einer gefahrvollen Zeit. Auch diese sollen hier geschildert werden. Und ist das Bild, das wir so gewinnen gris-en-gris, wir sind dafür nicht verantwortlich, denn wir haben es nicht gemalt, wir schildern es nur. Auch diese Zustände erheischen eine Verbesserung, denn die Zeit des nutzlosen Jammerns, des unsicheren Herumtastens ist vorbei, es ist Zeit, dass etwas geschaffen werde, dieweil der Auflösungsprocess im Gange ist. Die Zustände, die hier geschildert, die Vorschläge, die hier gemacht werden, sie betreffen und beschäftigen das moderne Judenthum, sie sind nicht neu, denn die Leiden Israels sind so alt, wie dieses selbst. Ob diesen nicht ein Ende gemacht werden könnte?

Die Juden sind ein Culturvolk. Sie waren eines, bevor noch unsere Cultur vorhanden war. Es ist überflüssig diese Thatsache durch Beweise zu erhärten, und unmöglich sie zu leugnen, wenn man die geistige Entwicklung der Menschheit auch nur oberflächlich kennt. In jenen entlegenen Jahrhunderten, in welchen von den Culturvölkern der Gegenwart noch keine Spur vorhanden war, mehr als zweitausend Jahre vor der Völkerwanderung und schon lange vor der Blüthezeit der hellenischen und römischen Geistesthätigkeit war das Nomadenvolk der Israeliten ein hervorragendes Culturvolk. Als solches ist es zwar viel jünger als die Urbevölkerung Chinas, Indiens und Egyptens, und die Merkmale und Bestandtheile seiner Cultur dürften, wenn man sie kritisch untersucht, auf fremden Einfluss zurückzuführen sein. Die Idee des Monotheismus, durch deren Verkündung die Juden ein hervorragendes Culturvolk geworden sind, war schon längst vor ihnen im Besitze der orientalischen Priesterclassen; Volksbesitz wurde sie erst durch Israel. Es hat aber diese Idee nicht blos verallgemeinert und dem öffentlichen Bewusstsein zugeführt, sondern auch für ihren Fortbestand gesorgt. Bei jenen Völkern müssen die Spuren monotheistischer Lehren aus dem Wuste ihrer polytheistischen Weltanschauung herausgeschält werden, bei Israel ist das Verhältniss umgekehrt. Die moderne Forschung gibt sich alle erdenkliche Mühe in unserer Vergangenheit polytheistisch gefärbte Momente zu finden, ihre Ergebnisse sind aber ziemlich armselig.

Die geschichtliche Stellung der Israeliten.

Wie dem auch sei, die Thatsache, dass die Juden durch Verallgemeinerung des Monotheismus eine gewaltige Culturarbeit vollbracht haben, steht fest. Sie weist ihnen auch ihre weltgeschichtliche Stellung unter den Völkern an. Neben dem formgewandten Griechen steht der ideenreiche Hebräer. Jener meisselt aus Stein die schönsten Formen, und begründet den Kanon der Schönheit, dieser bildet gewaltige Ideen und schafft die Gesetze der Moral. Man schmälert die Verdienste Israels nicht, wenn man die altisraelitische Religion als eine Stammesreligion bezeichnet und auch dann nicht, wenn man seinen Monotheismus als einen auf das Volk beschränkten hinstellt. Es ist dies so selbstverständlich, dass man sich höchlich wundern

müsste, wenn es anders wäre. Ein Volk muss die Merkmale seines Volksthums bewahren, es darf seine nationale Eigenart nicht leichthin preisgeben. Es kann den anderen Völkern das Recht, an der Verbreitung der von ihm entwickelten Idee mitzuwirken nicht benehmen, dabei darf und muss es für sich die führende Rolle in Anspruch nehmen. Wie der Künstler über den Kunstfreund, so steht ein Volk, das eine Idee geschaffen, über ein anderes, das sie angenommen hat.

Sein exclusiver Charakter.

Es fällt Niemandem ein, diesen Vorwurf gegen die Völker unserer Zeit zu erheben, obschon diese nicht minder exclusiv sind als die alten Juden. Die Aufnahme in den Verband eines modernen Staates ist an viele und lästige Bedingungen geknüpft. Man muss nebst dem Nachweise eines bürgerlich unbescholtenen Lebenswandels auch den über geregelte materielle Zustände erbringen. Durch die vielen, lästigen Bedingungen soll der Ansturm fremder Elemente abgewehrt werden. Zwar werden auch den im Lande wohnhaften, nicht naturalisirten Fremden die Wohlthaten des Staates nicht versagt, die Ausübung der politischen Rechte und die Eignung zur staatlichen Anstellung ist durchwegs von der Staatsbürgerschaft bedingt. Der moderne Staat ist gegen die Fremden im besten Falle tolerant, gegen ihr Ueberwiegen setzt er sich zur Wehre. So hielt es auch das alte Israel. Seine Gesetze athmen einen, auch für den Fremden wohlwollenden Geist, seinen Zutritt zur Gemeinschaft lassen sie aber vorerst nicht zu, und knüpfen ihn dann an eine Menge erschwerender Bedingungen. Man ist noch kein Chauvinist, wenn man diesen abschliessenden Zug im Wesen des Judenthums als einen grossartigen Zug der volklichen Selbsterhaltung anerkennt. Man begeht aber zumindest eine geschichtliche Ungerechtigkeit, wenn man den alten Juden eine Engherzigkeit zum Vorwurfe macht, welche die modernen Völker auch nicht abgelegt haben.

Je höher und entwickelter die Cultur eines Volkes ist, je mehr es seine Umgebung überragt, desto mehr verschliesst es sich gegen die anstürmenden fremden Elemente. Uncivilisirte Völker und Staaten, die sich aus eigener Kraft nicht behaupten können und daher auf den Zufluss neuer Kräfte angewiesen sind, werden der Aufnahme fremder Bürger keine Hindernisse in den Weg legen. Amerika ist hiefür ein deutliches Beispiel. Die Desperados aller Länder und Jahrhunderte fanden dort früher ihre Zuflucht, heute schliesst es sich durch erschwerende Einwanderungs-Gesetze gegen die Ausländer ab, und beschützt durch Einfuhrverbote und Schutzzölle die heimische Cultur und Industrie. In den südafrikanischen Republiken stehen heute die Autochthonen den Uitlanders in verzweifelter Selbstwehr gegenüber; man wird diesem gewaltigen Ringen der Landbewohner um ihre staatliche Selbständigkeit die Berechtigung zumindest nicht absprechen können. In der Strenge, mit

der sich ein Volk nach Aussen hin abschliesst, besitzen wir einen verlässlichen Gradmesser seiner Culturzustände. So ist die Hartnäckigkeit, mit der sich das alte Israel der Aufnahme neuer Kräfte wiedersetzte, ein Beweis seiner entwickelten Cultur. Wir billigen nicht, wir constatiren nur diese Thatsache als ein völkerpsychologisches Moment. Nur dagegen, dass diese Erscheinung von antijüdischer Seite zu Parteizwecken ausgebeutet werde, verwahren wir uns, indem wir schon jetzt darauf hinweisen, dass die Juden unter den europäischen Völkern kein fremdes Element sind, vielmehr durch alte, gemeinsame Interessen mit ihnen verknüpft.

Nicht lange sollte die volkliche Abgeschiedenheit der Juden, mithin die Eigenart ihrer hochentwickelten Cultur dauern. Sie haben es nicht verstanden, den von ihnen gegründeten Staat lange zu erhalten. Sie besassen die Expansionsfähigkeit nicht, sie schrumpften allmälig zusammen. Als die Juden nach den Zusammensturz ihres nationalen Baues unter den Völkern des Abendlandes sich zerstreuten, haben sie diesen politischen Fehler auch in die Diaspora mitgenommen. Sie gingen nicht auf Eroberungen aus, sie gründeten keine Missions-Anstalten um Proselyten zu machen. Also auch da noch, ein vielleicht unbewusster Hang nach innerer Abgeschiedenheit. Es war dies ein politischer Fehler, den wir bedauern können, aber nicht verurtheilen dürfen. Auch auf den rauchenden Trümmern ihres einst glänzenden Staatsgebäudes hielten sie sich für den Adel der Völker, der verarmen aber nicht entehrt werden kann. Es steckt darin etwas von der Eigenart spanischer Hidalgos, deren Stolz mit ihrer Armuth wächst. Verfolgt und geächtet, verstossen und verspottet, hielten sie doch mit einer beispiellosen Zähigkeit daran fest, dass sie trotz ihres Elendes, dass sie auch in ihrer Armuth besser sind und edler, als ihre mit allen Glücksgütern gesegneten Bedrücker.

Die jüdische Religion konnte sich nicht ausbreiten, denn sie war kein politisches Kampfmittel, sondern die Privatangelegenheit eines jeden. Religiöse Unduldsamkeit und die Bevormundung anderer, von der unsrigen verschiedener religiösen Anschauungen, lernten wir zu unserem Nachtheile von unserer Umgebung. Die Werkzeuge, derer man sich gegen bedeutende Gegner, wie zum Beispiel gegen Baruch Spinoza bediente, waren aus der Rüstkammer der Inquisition geholt. Die Judenältesten Amsterdams stammen aus der Heimat der Ketzerrichterei, aus Spanien. Von Haus aus waren die Juden toleranter Natur. In der tannaitischen Zeit verkehrten die jüdischen Gesetzeslehrer auch mit Apostaten freundschaftlich. Elischa b. Abuja ist hiefür ein deutlicher Beweis.

Oeffentliche Religionsstreitigkeiten, glänzende Redetourniere, zur Austragung confessioneller Gegensätze veranstaltet, sind auch keine jüdische Erfindung. Wir wurden dazu ge-

zwungen. Die Kosten solch solenner Galavorstellungen mussten wir aus Eigenem sehr theuer bezahlen. Uns ist nämlich die Religion viel zu heilig, als dass wir sie zum Kampfobject redegewandter Maulhelden erniedrigen liessen. Wir sprechen über religiöse Angelegenheiten nur dann, wenn man uns dazu zwingt. Dieser Zwang kann ein innerer sein, hervorgerufen durch verdächtige Symptome des confessionellen Wesens, und ein äusserer, durch die feindselige Haltung des öffentlichen Lebens bedingt.

Innerer und äusserer Zwang.

Im Innern lenken die betrübenden Erscheinungen völliger Zerfahrenheit unsere Aufmerksamkeit auf sich. Von Aussen ist der Druck der Gegner, der uns den Gedanken der Abwehr nahe legt. Vereinzelt wären sie schon ein trauriges Symptom für das Judenthum; vereint, bedrohen sie seinen Fortbestand. Ob sie mit einander im Zusammenhange stehen, ist schwer zu sagen. Die landläufige Ansicht ist die, dass der äussere Zwang die Consolidirung der inneren Verhältnisse mit sich bringt. Dem stehen aber bei der trostlosen äusseren Lage die höchst bedenklichen inneren Gebrechen der Gegenwart entgegen. Wohl ist in jüngster Zeit unter dem Eindrucke der judenfeindlichen Strömung in Kreisen, die uns bisher entfremdet waren, das jüdische Gefühl wieder erwacht. Aus der Thatsache aber, dass sich einige Hundert akademisch gebildeter Juden ihrem Glauben wieder zuwenden, kann man eine solch' erfreuliche Folgerung nicht ziehen. Das Judenthum ist nicht untergegangen, als seine gebildeten Bekenner ihm den Rücken kehrten, es wird sich auch nicht verjüngen, weil diese ihre wetterwendische Gunst ihm wieder zuwenden. Man überschätzt die Bedeutung dieser Geistesströmungen viel zu sehr, wenn man glaubt, dass sie den geschichtlichen Entwicklungsgang des Judenthumes wesentlich beeinflussen können. Sie gleichen dem rasch wechselnden Spiel der Wellen, das in der Tiefe der Fluth unbemerkt bleibt. Allerdings bedeutet diese Strömung für uns einen virtuellen und intellektuellen Kräftezuwachs, aber die innere Lage des Judenthumes bleibt durch sie unberührt. Denn trotzdem wächst die Theilnahmslosigkeit und der religiöse Indifferentismus von Tag zu Tag. Bei der Entfaltung einer überaus rührigen Agitation, betheiligten sich an den jüngsten Wahlen in den Vorstand der Wiener Cultusgemeinde von 12 300 wahlberechtigten Gemeindemitgliedern 2872. Die Zahl der Contribuenten in den Cultusgemeinden der Grossstädte stehen in argem Missverhältniss zu der Zahl der daselbst wohnhaften Juden. Auf dem flachen Lande, wo die Entrichtung der Cultusbeiträge strenger überwacht werden kann, herrscht eine erschreckende Theilnahmslosigkeit für die grossen Fragen des Gesammtjudenthumes. Konnte also der in den Reihen unserer Intelligenz erwachte Sinn für Judenthum und jüdische Angelegenheiten eine anhaltende Besserung unserer äusseren Lage nicht

herbeiführen, so beweist dies, dass ihm nicht jene Bedeutung zukommt, die ihm häufig beigelegt wird. Konnte andererseits die immer gewaltiger anwachsende antijüdische Strömung unserer Zeit dem inneren Verfalle nicht Einhalt gebieten, so ist daraus ersichtlich, dass der Zusammenhang dieser beiden noch nicht als erwiesen betrachtet werden kann. Vielleicht das Gegentheil. Nicht eine Stärkung, sondern eine Schwächung des religiösen Gefühls bewirkt der Antisemitismus. Der Druck den er ausübt, lässt die jungen Triebe, die das Judenthum etwa ansetzen möchte, verkümmern.

Die Alliancen.

Der jüdische Sinn ist in unseren Tagen weit schwächer, als er beispielsweise vor nicht ganz vierzig Jahren war. Unsere öffentlichen Zustände boten dazumal ein weit erfreulicheres Bild, wie heute. Da gab es noch wahre, edle Begeisterung in unseren Reihen; da wirkten die hervorragendsten Geister des Judenthums noch freudig mit an dem Ausbau aller, uns interessirenden Angelegenheiten. So wurde am Anfange der sechziger Jahre die Alliance israelite universelle, dann um zehn Jahre später die Wiener Allianz gegründet. Seit mehr als zehn Jahren schon ist die Mitgliederzahl der Pariser Alliance dieselbe. Sie kann den an sie gerichteten, stets wachsenden Anforderungen, wegen Mangel an Mitteln nicht in dem Masse entsprechen, wie es im Interesse der guten Sache zu wünschen wäre. Nach fünfunddreissigjährigem Bestande, nach einer, für die neueste Geschichte des Judenthumes überaus segensreichen Wirksamkeit, ist die Alliance dort angelangt, dass sie mit einem chronischen Jahresdeficit von einer halben Million Franken arbeitet. Die Jahresbeiträge bleiben schon seit Jahren in der gleichen Höhe von 200.000 Franken. Aus der Fülle von Zahlen aber, in welchen die Leistungen der Alliance zum Ausdruck gelangen, seien nur zwei hervorgehoben. Im Jahre 1895 befanden sich in den von ihr erhaltenen Schulen 12.050 Kinder. Vom Jahre 1881 bis 1894 wurden theils unter Leitung, theils unter Mitwirkung der Alliance mehr als 500.000 russische und rumänische Juden neu angesiedelt. Und dieser, die Interessen des Judenthumes in solcher Weise vertretende Verein, ist auf die fürstliche Freigiebigkeit einzelner Wohlthäter angewiesen, anstatt dass die gesammte Judenschaft es als ihre moralische Pflicht betrachten möchte, ihn zu fördern. Nicht weniger als 589 Ortschaften, in welchen die Alliance bei ihrer Gründung Mitglieder hatte, wurden aus der Städteliste gestrichen — beschämende Thatsachen für das vielgerühmte und vielgelästerte Solidaritätsgefühl der Juden.

Die Geschichte der Wiener Allianz zeigt uns ein ähnliches, betrübendes Bild. Gegründet unter dem gewaltigen Eindrucke der rumänischen Judenverfolgungen, blieb sie im Umfange auf einen ziemlich engen Kreis von Mitgliedern beschränkt. Im

ersten Jahrzehnt steigt die Zahl ihrer Mitglieder nur schrittweise von 495 bis 705. Mit dem Jahre 1881 tritt eine rapide Steigerung ein, die Zahl der Mitglieder steigt um das Doppelte. Die Gründe dieses Zuwachses sind in den Judenverfolgungen Russlands gegeben, die in diesem Jahre mit besonderer Heftigkeit auftraten. Der Impuls, den diese Grausamkeiten gegeben, war so nachhaltend, dass seine Wirkung erst im Jahre 1888 aufhört. Die Bedürfnisse der Allianz nehmen immer zu, die Zahl der Mitglieder sinkt constant, u. zw. von 4315 dieses Jahres auf 3209 im Jahre 1895. Solche Thatsachen bedürfen keines weiteren Commentars, sie sprechen eine, für die öffentlichen Zustände des Judenthumes keineswegs günstige Sprache.

Gemeindeleben.

Was diesen Vereinen an Mitgliedern und Beiträgen verloren geht, das geht der jüdischen Sache überhaupt verloren. Wir können uns nicht einmal damit trösten, dass diese moralischen und materiellen Kräfte wenigstens unseren Gemeinden erhalten bleiben. Denn auch diese zeigen uns ein ziemlich trostloses Bild. Auch hier schwindet die altbewährte jüdische Opferwilligkeit mit jedem Tage. Auf allen Gebieten des öffentlichen und socialen Lebens ist eine Steigerung des Bedarfes eingetreten. Um diesen gerecht zu werden, müssen auch die Cultusgemeinden ihren Ausgabeetat vergrössern. Daraus folgt nun, dass die Mitglieder unserer Gemeinden zu einer entsprechend höheren Leistung herbeigezogen werden müssen. Trotzdem erreichen aber die in dieser Weise zu entrichtenden Beiträge noch immer nicht jene Summe, die der glaubenstreue Jude für confessionelle Zwecke ehedem opfern musste. Für moderne Begriffe — wir wollen es zugeben — sind sie allerdings hoch genug. Nun sind sie da, und haben in den erhöhten Bedürfnissen des Gemeindelebens ihren Grund. Sie sind zur Erhaltung unserer confessionellen Institutionen unbedingt nöthig. Nicht dass man sie freudig leiste, nur dass man sie entrichte, fordern wir. Wir sehen aber, dass die geringste Erhöhung der Cultussteuer eine tiefgehende Unzufriedenheit weckt. Unter dem Eindrucke einer solchen Erhöhung droht man in Ländern wo dies möglich, mit der Confessionslosigkeit. Zwar wird diese Drohung in den seltensten Fällen verwirklicht, und der sie ausstösst bleibt im Verbande des Judenthumes. Es sind aber nur in den seltensten Fällen religiöse Motive, die ihn von diesem Schritte zurückhalten, kein Herzenstrieb, und auch nicht die tiefwurzelnde Anhänglichkeit an die angestammte Religion. Manchmal sind es nur Bequemlichkeitsrücksichten, oder die Scheu vor der öffentlichen Meinung, zumeist aber vollständige Gleichgiltigkeit gegen confessionelle Fragen. Das Interesse für religiöse Angelegenheiten ist nämlich nur insolange rege, bis der Aerger, den eine erhöhte Beitragsleistung verursacht, überwunden ist. Dann weiss man, bis zur nächsten Contributionsperiode von dem Judenthume wieder nichts.

Dieser trostlose Zustand unserer inneren Lage ist umso verhängnissvoller, als sich zu ihm auch die höchst bedenklichen Symptome des politischen Lebens gesellen. Die Feindseligkeiten welchen wir auf Schritt und Tritt begegnen, der Hass mit welchem wir tagtäglich überhäuft werden, der Schimpf, der uns von den weitesten Bevölkerungsschichten angethan wird, das unter den verschiedensten Masken auftretende Bestreben, uns die so schwer errungenen politischen Rechte wieder zu entziehen, und schliesslich aber nicht zuletzt, die staatliche Patronanz der sich derlei Strömungen zu erfreuen haben, sie bilden den schwarzen Rahmen des düsteren Bildes, als welches das innere Leben des Judenthumes sich uns vorstellt. Was Wunder, wenn sich der Leute, die über das Judenthum nachdenken, eine angstvolle Stimmung bemächtigt hat?

Literaturvereine.

An Rathschlägen und Heilmitteln, durch welche dieses unheimliche Bild freundlicher zu gestalten wäre, hat es bisher nicht gefehlt. Nur haben sich die Mittel entweder nicht bewährt, oder sie sind nicht einmal zur Anwendung gelangt. Wir können sie in vier verschiedene Gruppen theilen.

Die erste erblickt in der Gründung historisch-literarischer Vereine, in der häufigen Veranstaltung volksthümlicher und wissenschaftlicher Vorträge jüdischen Inhaltes die Panacee. Seinem Wesen nach, ist dieser Vorschlag nur eine Folge der schiffbrüchigen, lutherisch-reformistischen Bewegung innerhalb des Judenthumes. Unsere Prediger haben von der Kanzel aus die Schlacht gegen den Indifferentismus verloren, nun soll sie vom Vortagstisch aus gewonnen werden. Seiner Form nach ist er eine moderne Erscheinung in jüdischem Gewande. Es ist heutzutage Mode geworden Vereine zu gründen, diese Vereinsmeierei ins Jüdische übersetzt, sind unsere Literaturvereine. Die Liebe zum väterlichen Glauben, die in dem Herzen der heutigen Juden keine Wurzel fassen konnte, soll in ihre Vernunft gepflanzt werden. Der Weg zur Wiedereroberung des Judenthumes soll nicht mehr durch das Gemüth, sondern durch den Verstand führen. Stammtisch und Kneipstube sind aber nicht die geeignete Stätte zur Verjüngung des Judenthumes. Die Begeisterung die aus Weingläsern und Bierkrügeln geschöpft wird, dürfte uns nicht viel nützen, und das Parquet der Vortragssäle ist nicht der Boden, in welchem Jakob neue Wurzel schlagen könnte. Die kostbare Pflanze des Judenthumes wird in dieser dumpfen Athmosphäre eher verkümmern als gedeihen. Frische Luft braucht sie, und freifluthendes Sonnenlicht. Möglich, dass diesen Vereinen ein erzieherischer Werth innewohnt, und es ist nicht ausgeschlossen, dass durch derlei Vorträge hie und da das Verständniss für die Geschichte und Pflichten Israels wachgerufen wird. Diese Erfolge werden aber höchst vereinzelt dastehen, allgemein wird die Wirkung der Literaturvereine nie sein. Die historischen und literari-

schen Kenntnisse sind nicht die unerlässliche Vorbedingung für das Erwachen des religiösen Sinnes. Man wäre versucht das Gegentheil zu behaupten. Die jüdische Geschichtsforschung, die jüngste unter den jüdischen Wissenszweigen tritt gewöhnlich dort auf, wo die Intensität des religiösen Lebens abnimmt. Wo das religiöse Gefühl noch stark ausgeprägt ist, in Russland, Rumänien und Galizien, überhaupt bei den Juden des Orients, kennt man die jüdische Geschichte nicht, und hat auch das Bedürfniss nicht, sie zu kennen. Man treibt keine Geschichtsstudien, wenn man mit der Gegenwart allzusehr beschäftigt ist. Man braucht keine Beispiele, die uns für das Judenthum begeistern sollen, wenn die Liebe zu ihm in unserem Herzen lebt. Aber auch dort, wo das jüdische Leben schwächer pulsirt, wird es durch die kärglichen Erfolge jüdischer Geschichtsforschung kaum gekräftigt werden, daher die Ergebnisslosigkeit unserer historischen Vereine. Man tischt an solchen Abenden die kümmerlichen Ergebnisse einer angestrengten Forschung auf, und meint dadurch die Bedürfnisse des Volkes befriedigt zu haben. Dieses verlangt aber eine kräftige Kost. Es mag keine abstracten Beispiele aus der Vergangenheit, sondern praktische Anregungen aus der Gegenwart.

Daraus folgt, dass das Streben der Männer, die in den Literaturvereinen die ersten Bollwerke gegen den inneren und äusseren Feind erblicken, an und für sich zwar ein ehrliches sein mag, aber keineswegs auch ein erfolgreiches sein kann. Sie verkennen die Grösse der Gefahr und schiessen auf Elefanten mit unschädlichen Vogelflinten. Auch ein gut Theil Eitelkeit läuft dabei mit. Man will gehört, gedruckt, gefeiert, vielleicht auch berühmt werden. Es gibt hiefür keinen bequemeren Weg als den der Vorträge. Einige Brosamen vom Tische der jüdischen Wissenschaft, die man unterwegs aufgeschnappt hat, ein paar ungewohnte Phrasen, zum Schlusse einige kühne Behauptungen, die durch ihre Gewagtheit das ersetzen wollen, was ihnen an geschichtlicher Treue abgeht, und das ganze aufgeputzt mit gelehrtem Flitterkram, mit obscuren Namen, die noch Niemand gehört, mit unwichtigen Daten, die sich kein Mensch gemerkt, und der ganze Vortrag ist fertig, und ein neuer Grad zum Parnassus erklommen.

Und auch in jenen zahlreichen Fällen, in welchen keine Windbeuteleien und keine krankhafte Eitelkeit den Anstoss zur Gründung eines literarisch-historischen Vereines gegeben haben, wo ehrliches Wissen und gediegenes Können sich dem Publikum präsentiren, wird der Erfolg kein nennenswerther sein. Selbst der schönste, inhaltsreichste Vortrag wird den stets wachsenden Zerfall des Judenthumes nicht aufhalten können. Er wird aber, was noch viel bedenklicher ist, auch nicht bei einem einzigen Juden, die Liebe zum väterlichen Glauben wachrufen. Nur ein unverzeihlicher Idealismus kann sich der Hoffnung

hingeben, dass durch Gründung von Literaturvereinen die Verjüngung des Judenthumes erzielt werden könnte.

Das dogmafreie Judenthum.

Die zweite Gruppe unserer Heilkünstler braut sich ein dogmafreies Judenthum zurecht, und kredenzt es als alleinseligmachende Wahrheit aller Welt. Diese Gruppe nimmt eine theatralische Haltung an, nennt sich Jungisrael, declamirt so stolz und patethisch als weiland sein jungtschechischer Namensvetter, drapirt sich mit der Toga des Revolutionärs, drückt sich keck den jacobinischen Schabbesdeckel in die Stirne, und schwärmt für ein Judenthum, das Weltreligion werden sollte. Dieses ist aber keine Allerweltsreligion. Deshalb schleppt es schon durch zwei Jahrtausende den Fluch seiner Auserwähltheit mit sich. Wir halten uns für die Aristokratie der Menschheit, neben diesen muss es aber auch gewöhnliche Menschenkinder geben. Eine Welt aus lauter, wenn auch dogmafreien Juden — nein, der Traum ist zu furchtbar, als dass wir ihn auch noch in wachem Zustande fortspinnen sollten. Wäre ein grundsatzloses Judenthum unsere Hoffnung, ein Glaube ohne Glauben unsere ganze Zukunft, dann müsste man einen jeden Juden ins Narrenhaus sperren oder der Zuchtpolizei übergeben. Denn er ist entweder ein Verbrecher oder ein Narr, je nachdem er die Zukunft seiner Religion kennt und ihr doch treu bleibt, oder weil er, ohne ihr Wesen zu kennen, für sie eine Rolle beansprucht, der sie nicht gewachsen ist. In diesem Falle leidet er an Grössenwahn, in jenem verbreitet er bewusst eine schädliche, verderbliche Lehre.

Wollen wir aber der Sache auf den Grund gehen, so müssen wir damit beginnen, dass wir nie Dogmen hatten und auch heute noch keine haben. Wenigstens in dem Sinne nicht, als ob einzelne Glaubenslehrsätze von einer allgemein anerkannten kirchlichen Autorität in unverbrüchlicher, für die ganze Glaubensgenossenschaft verbindlicher Form hätten decretirt werden können. Wir konnten keine Synoden und keine öcumenischen Concilien einberufen, uns stand der zur Geltendmachung von Dogmen nothwendige kirchliche Apparat nicht zur Verfügung. Das Judenthum strebte nicht eine unbeschränkte Herrschaft über die Gemüther an. Es ertheilte seine Vorschriften, und kümmerte sich weiter nicht darum, ob jemand sie befolgt. Bussen, Poenitenzien, Kirchenstrafen, Bannflüche, Excommunicationen oder Ablass, Lossprechung und Absolution, die ganze Stufenleiter jener kirchlichen Mittel, durch welche die katholische Hierarchie zur Weltherrschaft emporklomm, uns waren sie fremd. Die Grösse und Stärke des Judenthumes als Religionsgenossenschaft liegt darin, dass es sich auch ohne eine weitgehende hierarchische Organisation erhalten konnte, dass es des Besitzes der Gemüther so sicher war, um auf die Herrschaft über sie verzichten zu können. —

Dogmen hatten wir also keine. Ja nicht einmal ihre Zahl konnte von unseren Religionsphilosophen festgesetzt werden, Sie schwankt zwischen eins und dreizehn. Aber eine Entwicklung hatten wir trotzdem. Dies ist schon durch die Thatsache bedingt, dass wir ein geschichtlich gewordenes Gemeinwesen sind, das sich immer entwickeln muss. Sowohl in geschichtlicher als auch in religionsphilosophischer Beziehung ist diese Entwickelung genau nachweisbar. Die zehn Gebote und die Bundestafeln bildeten den Kern des alten Israel, die Concentration des ganzen Volkes in seinem Cultus trat erst unter David ein. (Smend.) Nach verschiedenen Rückfällen in den altheidnischen Cultus, welche mitunter von ausserpolitischen Rücksichten hervorgerufen waren, gewann das Judenthum unter Esra die Form einer Uebergangsreligion. Zwischen der vor- und nachcanonischen Zeit stehet vermittelnd die Thätigkeit der Soferim. Sie schafft ein neues Judenthum, welches nicht nur in seinen Gebräuchen, sondern auch in seinen Glaubenssätzen von seinem Vorgänger wesentlich verschieden ist. Die berufenen Vertreter dieser Richtung sind die Tannaim, und ihre Nachfolger im talmudischen Zeitalter die Amoraim. Diese neue Form des Judenthumes ist nicht blos unter dem Zwange äusserer Verhältnisse entstanden. Wohl werden babylonische und persische Einflüsse hie und da auf das Judenthum eingewirkt, wesentlich dürften sie aber das Judenthum kaum verändert haben. Die neue Form und die neuen Ideen innerhalb des Judenthumes sind nur auf die Entwickelungsfähigkeit der jüdisch-religiösen Idee zurückzuführen. Denn eine Idee kann nicht mumienartig conservirt werden, sie muss, darin besteht ihr Leben, sich fortentwickeln. Daher bedeutet das talmudische Judenthum im Vergleiche zum biblischen ebenso einen Fortschritt, wie jenes hinter dem rabbinischen um ein gut Stück zurückstehet. In diesem selbst lassen sich hinwieder mehrere Entwickelungsstadien unterscheiden. Die letzten Ausläufer des rabbinischen Judenthumes sind die verschiedenen Nuancen und Schattirungen des heutigen Israel. —

Obschon wir daran festhalten wollen, dass wir durchwegs auf dem Standpunkte der Bibel stehen, und die natürliche Entwickelung der jüdisch-religiösen Idee in uns zum Ausdrucke gelangt, so kann andererseits nicht geleugnet werden, dass unsere Religion im Laufe der Jahrtausende so vielfache Zuthaten erfahren hat, dass das heutige Israel als mit dem biblischen durchaus nicht identisch bezeichnet werden muss. In allen Wechselfällen seiner geschichtlichen Laufbahn war das Gesetz, die Lehre, der ideale Einigungspunkt Israels. Dieses Gesetz liess sich den jeweiligen Zeitbedürfnissen anpassen, es konnte gemildert oder verschärft, aber nicht abgeschafft werden. Ein Gemeinwesen ohne Gesetze ist sowohl logisch als historisch ein Nonsens, ein dogmafreies Judenthum aber schon darum unerreich-

bar, weil wir nicht einmal unsere Dogmen kennen, von welchen wir befreit werden sollen. Auch heute noch fehlt es uns an einer allgemein anerkannten kirchlichen Autorität, die in dieser Sache ein inappelables, für alle Parteirichtungen des Judenthumes verbindliches Urtheil fällen könnte. Es stehet uns aber bei unseren völlig zerrütteten inneren Verhältnissen, ohne Synodalverfassung, ja ohne jedwede Organisation übel an, auf Welteroberung auszugehen. Wird es aber je zu einer kräftigen, einheitlichen Organisation des Judenthumes kommen, so wird diese andere, weit praktischere Fragen zu lösen haben, als ein dogmafreies Judenthum zu schaffen. Sollte den Aposteln dieser Utopie ein ceremonienfreies Judenthum vorschweben, dann werden sie bald zur Einsicht gelangen, dass auch ein solches, bei dem zähen Festhalten der meisten Juden an Sitten und alten Gebräuchen, undurchführbar ist. Zudem kommt noch, dass der Jude, der sich über alle Ceremonien hinwegsetzt, in der Regel ein ziemlich lauer Jude ist, und die Zustände des Judenthumes wären unter solchen Umständen womöglich noch trostloser und zerrütteter, als sie es heute sind. Das nebelhafte Phantom eines dogmafreien Israel wird sich kaum verwirklichen lassen, weil die Entwickelungsgeschichte unseres Glaubens nicht auf die Abschaffung der Dogmen, sondern darauf ausläuft, wie das Wesen des Judenthums mit dem stets wechselnden Zeitgeiste zu vereinen wäre. Man wird daher bei einem vollkommen unbefangenen Urtheil, diesen Vorschlag nicht als ein wirksames Mittel gegen den inneren und äusseren Feind bezeichnen können. —

Organisation

Das dritte Mittel, das uns zur Verbesserung unserer Zustände vorgeschlagen wird, ist die Organisation. Sie wäre ihrer Natur nach blos zur Herabminderung des äusseren Druckes berufen. Sie gehet von der Voraussetzung aus, dass die zur Erhaltung des Judenthumes nothwendigen Kräfte in uns latent vorhanden sind. Sie müssten nur geweckt, und derart eingetheilt werden, dass sie in den Dienst der jüdischen Volksidee treten könnten. Praktisch und leicht durchführbar, ist dieses Mittel so naheliegend, sein Nutzen derart einleuchtend, dass wir uns damit zum Schlusse unserer Auseinandersetzungen, wenngleich in wesentlich anderer Form, zu beschäftigen haben werden. Es schiesst nicht wie das dogmafreie Judenthum über das Ziel hinaus, ist nicht in eitlen Träumereien befangen, malt uns keinen blauen Dunst vor, leidet nicht wie die Literaturvereine an der Kinderkrankheit des Vielwollens und Wenigkönnnens, es lässt sich nur von praktischen Erwägungen bestimmen. Der Hinweis auf die schlummernde Energie unseres Organismus, ist umso gerechtfertigter, als es sich auf viele ähnliche Fälle des socialen Lebens berufen kann. Hat doch der Nutzen einer ziel- und zweckbewussten Organisation sich noch immer bewährt. Sie war es, die der Geschichte der neuesten Zeit ihr

Gepräge verlieh, sie hat dem bisher rechtlosen und ohnmächtigen vierten Stande eine ganze Fülle von Recht und Macht verliehen. Das arbeitende Proletariat, das auch durch die französische Revolution nicht befreit wurde, fühlte sich reif genug für die politische Grossjährigkeit. Es wollte nicht mehr gegängelt und bevormundet werden, es hatte das heisse Verlangen an der politischen Tagesarbeit, durch welche seine Schicksale entschieden werden, thätigen Antheil zu nehmen. Dabei schlug es nicht, wie einst die Bourgeosie bei ähnlichem Anlasse, den Weg blutiger Revolution, sondern den einer kräftigen Organisation ein. Seinen Erfolgen ist nicht das Schandmal der Schreckensherrschaft aufgedrückt, an seiner Wiege stand das Directorium mit der Guillotine nicht Pathen. Aber diese Organisation ist nicht durch die Macht der Ideen allein zu Stande gekommen. Der Zwang der Verhältnisse, ökonomische Erwägungen, die Wucht socialer Uebelstände haben dabei mitgewirkt. Dazu kam die Erkenntniss, dass die Aneinandergliederung der durch gleiche Interessen zusammengehörender Elemente nicht blos einen politischen Machtzuwachs, sondern auch — und dies besonders — eine Aufbesserung der materiellen Lage bewirken könnte. So entstanden die gewerkschaftlichen Organisationen. Sie wuchsen aus dem arbeitenden Volke selbst heraus. So könnte auch eine Organisation der ganzen Judenschaft entstehen, aus ihm hervorgegangen, nicht aber ihm aufgezwungen. Machtsprüche werden nie eine Organisation schaffen nur die Macht der Thatsachen vermag es. —

Die Idee der Volkseinheit ist im modernen Judenthume nicht stark genug, um es aneinanderzugliedern. Denn das nationale Moment hat bei uns eine starke religiöse Färbung, religiöse Ideen leiden aber heutzutage an einer beängstigenden Kräfteabnahme. Aber gesetzt den Fall, dass eine, dem Stamme des Judenthumes künstlich aufgepfropfte Organisation sich entwickeln, angenommen aber nicht zugegeben, dass diese mit der Zeit das ganze Judenthum umfassen könnte, ist es noch immer fraglich, ob sie, bei der stark autonomistischen Tendenz unserer Gemeinden, eine Verschiebung der Kräfte nach Innen, und eine günstigere Gestaltung unserer politischen Stellung nach Aussen bewirken könnte. Das ist eben die bedenklichste Erscheinung des modernen Judenthums, dass es nicht zusammenhält, und was die uralte Glaubensgemeinschaft nicht bewirkt, das soll eine bureaukratisch gegliederte Organisation bewirken? Wir haben heute weder Zeit noch Kräfte übrig, um uns mit solchen schwerwiegenden Experimenten zu befassen. Denn die Zeit drängt zwar zu einer Vereinigung, es fehlt uns aber die Grundlage, auf welcher diese entstehen könne. Und was die Kräfte die für das moderne Judenthum wirken sollten betrifft, sie sind viel zu sehr zersplittert, so dass wir eingestehen müssen, dass wir wohl Kräfte, aber keine Kraft haben.

Trotz alledem lässt sich aber der grosse Nutzen einer einheitlichen Organisation nicht leugnen. Die Frage ist nur, wie sie gemacht werden soll, um erfolgreich zu sein. Denn so wie sie uns vorgeschlagen wird, bedeutet sie eine Kräfteabnahme des Judenthumes, ohne Aussicht auf Machtzuwachs. Sie müsste auf Grund bereits bestehender, und seit altersher bewährter Institutionen in Angriff genommen werden. —

Zionismus.

Die vierte Gruppe fasst die Sache am radikalsten an. Sie findet die Ursache unserer trostlosen Zustände in unserer Umgebung. Man sieht es den Mitgliedern dieser Gruppe an, dass sie zur pragmatischen Geschichtsforschung in die Schule gegangen sind, dass sie „Darwin studirt und moderne Nationalökonomie getrieben haben“. Sie kennen die Evolutionstheorie bis in ihre kleinsten Details. Sie wissen es daher, dass Art und Beschaffenheit eines Lebewesens von seiner Umgebung bedingt sind. So sind auch, das moderne Judenthum und die ganze Judenfrage Producte des Milieus in welchem wir leben. Nicht wir, sondern unsere Umgebung birgt den Krankheitsstoff in sich. Aus dieser Erkenntniss folgt als logische Consequenz, dass wir uns aus dieser Umgebung losreissen und uns eine neue schaffen müssen. Fort von den Völkern, die uns nicht verstehen, zu denen wir nicht passen, fort aus den Ländern, in welchen wir so unsagbare Leiden erdulden mussten in der Vergangenheit, in welchen wir eine trostlose Gegenwart haben und einer düsteren Zukunft entgegensehen. Haben wir es trotz unserer reinen Liebe zu unseren Vaterländern nicht erreichen können, in diesen als treue Bürger betrachtet und behandelt zu werden, hat man uns sogar unsere nationale Zugehörigkeit zu den Völkern, deren treue Genossen wir in Leid und Freud waren verweigert, uns kann es recht sein. Wir buhlen nicht fürder um eine Gunst, die uns beharrlich verweigert wird, wir wollen nicht mehr in unwürdiger Weise unsere Liebe Völkern aufdrängen, die sie nicht mögen. Beweisen wir schliesslich, dass wir auch stolz und selbständig sein können, dass die Jahrtausende alte, in den häufigsten Variationen auftretende, und stets voller Sehnsucht wiederholte Liebe zu Zion keine unmännliche Schwärmerei, kein Lippenwerk, kein leeres Wort ohne gedanklichen Inhalt ist, auf nach Zion, begründen wir den Judenstaat! —

Radical ist dieses Mittel, das muss man ihm lassen. Und jene die es uns vorschlagen, sind im Gegensatz zu Jungisrael, eine Art Altisrael. Nur viel praktischer als das alte. Dieses glich dem Dichter, der die Zeit, in der die Theilung der Erde vor sich gieng, theilnahmslos verträumte. Seine Nachfolger, die modernen Nationaljuden wollen die günstige Gelegenheit nicht unbenutzt verstreichen lassen, auch sie beanspruchen ihren Antheil an den Gütern dieser Welt. Und die Zeit scheint diesen Ansprüchen günstig zu sein. In Amerika liegen gewaltige

Complexe brach darnieder, die Production jener Länder könnte durch ein fleissiges Volk verzehnfacht werden. Und sollte die Furcht und die Scheu von der allzugrossen Entfernung uns zurückhalten, dann könnten wir auch in der Nähe ein Land finden, wo wir uns neu ansiedeln und einen neuen Staat auf alter Grundlage bilden könnten. Es ist dies jenes geweihte Land, wo einst unsere Wiege stand, und wohin sich Israel schon seit fast zwei Jahrtausenden zurücksehnt, in heisser, inniger Sehnsucht. Durch die Ungunst der Verhältnisse und der Menschen Unverstand hat dieser Boden seine Fruchtbarkeit verloren. Durch Fleiss und Ausdauer könnten die kahlgeschorenen Berge wieder aufgeforstet, und dem ausgesogenen, vernachlässigten Boden, seine einstige Ertragsfähigkeit wiedergegeben werden. Seit achtzehn Jahrhunderten und etwas darüber, beten und sehnen wir uns nach Zion zurück, ebensolange wollen die Völker uns aus ihrer Mitte loswerden, erweisen wir ihnen den Gefallen, der auch unser sehnlichster Herzenswunsch ist, begründen wir den Judenstaat. Alle Deutungskünste können die Thatsache nicht hinwegleugnen, dass nur die — vielleicht unbewusste — heisse Sehnsucht die wir nach Zion empfinden, in unseren Gebeten häufig wiederkehrt; die Versuche, diese Idee salonfähig aufzuputzen, sie unseren Reichen und Gewaltigen mundgerecht zu machen, ihr den nationalen Beigeschmack zu nehmen und sie in salbungsvollem Predigertone auf die messianische Zeit zu beschränken, sind missglückt. Denn eben die Grundlage eines Gottesstaates, der Glaube fehlt unserer Zeit, er ist immer mehr in Abnahme begriffen, und wir können nicht einmal vermuthen, ob er je wieder erstarken wird. Aber die nationale Idee wird immer stärker, und sie kann ebenso zur Bestialität wie zur Humanität führen. Unsere Geschichte und unser Volkscharakter berechtigen uns zu der Annahme, dass wir uns vor der Entartung und Verthierung der nationalen Idee, wie wir sie heute erlebt, nicht zu fürchten haben, begründen wir also den Judenstaat. —

Seine Kritik.

Nur modern sei er, durchaus modern. Zeitgemäss auch in seinen Grundlagen, ein Staat auf Actien. Der ganze finanzielle Plan ist bereits fix und fertig, vorläufig fehlt nichts weiter dazu, als das Geld. Und dann noch etwas. Die ideelle Grundlage. Denn kann auch der materielle Reichthum einen Staat gründen, erhalten wird er nur durch die Macht der Ideen, durch die Gemeinsamkeit der Empfindungen. Ist aber die Liebe Israels für Zion eine derartig mächtige, alles vereinende Idee? Kann die Begeisterung für die altehrwürdigen Stätte unserer Vergangenheit den idealen Gehalt des zu begründenden Judenstaates bilden? Nehmen wir für einen Augenblick an, dass dies möglich wäre. Nun sind aber diese Ideen nicht allein nationale, sondern fürnehmlich religiöse, der moderne Judenstaat möchte mithin auch auf religiöser Grundlage ruhen. Ist dem aber so, wie wird

er sich den verschiedenen Strömungen des confessionellen Lebens gegenüber verhalten? Wird er orthodox sein oder neolog? Wird ein Minister, wenn er sich am Sabbath eine Cigarre ansteckt, seine Demission geben müssen? Werden die Staatsbeamten gehalten sein, mit der Weidenruthe in der Hand sich am festlichen Umzuge des Laubhüttenfestes zu betheiligen? Man übersehe bei der Scherzhaftigkeit dieser Einwendungen nicht den Ernst, der ihnen gebührt. Sie mögen nur auf jene vielen Tausend Kleinigkeiten des jüdischen Lebens hinweisen, in welchen der weitaus grösste Theil unserer Glaubensbrüder das Wesen des Judenthumes zu erblicken noch immer gewohnt ist. Es giebt noch ausserdem verschiedene Sitten und Gebräuche, die als confessionelle Merkmale betrachtet werden können, und religiöse Fragen, die das Wesen des Judenthumes ausmachen. Wie verhält sich also der Judenstaat, dessen blosser Name schon einen confessionellen Beigeschmack verräth — denn wir sind a u c h eine Confession — zu diesen Fragen?

Alle Achtung vor der Gewissensfreiheit. Es gehet aber doch nicht an, dass man in einem auf religiös-nationaler Idee ruhendem Staate, den einen Factor des öffentlichen Lebens, die Religion, aus dem öffentlichen Leben ausschalte. Räumt man ihr hinwieder eine ihr gebührende Stellung ein, dann könnte im Judenstaate die Inquisition- und Ketzerriecherei bald aufleben. Denn die glaubenstreuen Juden sind durchwegs intolerant. Der Judenstaat will aber auf den grossen Massen der in Elend schmachtenden Juden des östlichen Europas aufgebaut sein, und diese sind starr in ihrer Orthodoxie und folgerichtig unduldsam in ihrem Glauben. Und wenn wir auch zugeben, dass diese geistig zurückgebliebenen Juden unter dem wohlthätigen Einflusse der Freiheit mit der Zeit toleranter werden könnten, so kann doch für die ersten Jahrzehnte ein clerical-jüdischer Geist befürchtet werden, der dem Judenstaate für Geschlechter hinaus ein unheimliches Gepräge verleihen könnte. Man komme demgegenüber ja nicht mit der Einwendung, dass die Zeit der Glaubensherrschaft vorüber sei, und dass die Inquisition nicht wieder kommen könne. Nichts ist vorbei, alles kann wiederkommen, denn es gibt nicht nur eine Auferstehung der Ideen, sondern auch eine Wiedergeburt der Irrthümer.

Denken wir aber, dass sich aus den socialen und politischen Zuständen des Judenstaates die Möglichkeit eines concilianten Modus vivendi der verschiedenen religiösen Richtungen entwickeln wird. Vielleicht wird der religiöse Staat nicht an der religiösen Frage scheitern. Vielleicht wird sich die Liebe zu Zion doch mächtiger erweisen als der Hass, mit welchem die Orthodoxie den Fortschritt bekämpft. Betrachten wir den Zionismus von seiner stärksten, von der nationalen Seite. Bedeutet er wirklich das Erwachen des nationalen Sinnes im

Judenthume? Kam er wie eine Art Erleuchtung über uns, wie das Aufdämmern einer uralten Wahrheit, die in unserem Herzen einst gelebt, dann in Vergessenheit kam, und nun unter dem Drucke der grossen Last, die sich auf sie gelagert, sich entzündet und hell aufflammt? Ist der Zionismus in seiner neuesten Erscheinungsform positiv?

Nein, er ist negativ sowohl seinem Ursprunge, als auch seiner Beschaffenheit nach. Als ein Rückschlag gegen die judenfeindliche Strömung der neuesten Zeit, ist er historisch als eine Reaction aufzufassen, er ist — um mit Lessing zu reden — nicht eine nothwendige Vernunftswahrheit, sondern eine zufällige Geschichtswahrheit. Deshalb tritt er in den von Antisemitismus besonders stark infizirten Ländern auf. Dies seine politische Seite. Sind nun die Juden dieser Länder von religiösem Gefühle tief durchdrungen, dann erstarkt unter der Wechselwirkung des religiösen und politischen Einflusses der Zionismus besonders. Aber weder in religiöser noch in politischer Beziehung ist der Zionismus eine positive Erscheinung. Er ist nicht dem Urboden des Judenthumes entsprossen, er wurde im Mistbeet des Antisemitismus gezüchtet. Er wird, da seine religiöse Seite besonders schwach ausgebildet ist, nur unter dem Drucke, den der Antisemitismus auf uns ausübt, bestehen. Hört dieser Druck auf, dann steht zu befürchten, dass diese bloss äusserlich zusammengeleimte Staatsform kläglich zerfällt, weil sie national, rein negativen Charakters ist.

Als Hoffnung aber und als Traum, als das Aufflammen der Selbstachtung und des Glaubens an uns selbst, leistet der Zionismus dem Judenthume einen grossen Dienst. Er eröffnet uns mitten in unserer trübseligen Lage eine herrliche Perspective. Er zeigt uns, wie leicht ein Judenstaat gegründet werden könnte. Er spannt die alte Zionsliebe und den modernen Liberalismus vor seinen Siegeswagen, und lässt sich so durch die Lande nach Jerusalem zurückfahren. Bei den strenggläubigen Juden soll die Zionsidee, bei den modernen der Liberalismus mithelfen. Wer die alte Leidensgeschichte Israels abgeschlossen sehen möchte, wird nicht umhin können, ohne der zionistischen Idee vollen Erfolg zu wünschen. Wer da weiss, dass Israel je mehr es sich den Völkern assimilirt, von ihnen umso mehr angefeindet wird, wer da weiss, dass der Antisemitismus nie erstorben ist, und befürchten muss, dass er immerfort leben könnte, wer den von Leidensnacht umringten Millionen seiner Glaubensbrüder den letzten Hoffnungsschimmer nicht rauben und sie nicht in geisttödtende Finsterniss zurückschleudern will, der muss den Zionismus als ein gewaltiges Aufflammen des jüdischen Volksgeistes empfinden und begrüssen. Der nüchternen Kritik sei aber trotzdem ein leiser Zweifel verstattet, ob dieses Aufflammen mehr sein wird als

ein blosses Strohfeuer, ob es nicht nur weithin strahlen, sondern auch beleben und erwärmen wird können! —

Der Liberalismus

Besonders das, was an der judenstaatlichen Strömung modern ist, sein Liberalismus nämlich weckt unseren Zweifel. Denn diese Idee hat sich im politischen Leben als trügerisch erwiesen, und die Betrogenen waren wir. Ihm war überhaupt eine kurze Lebensdauer beschieden. Kaum ein Menschenalter, eine für die Geschichte der Ideen lächerlich geringe Zeit. Die Juden waren seine getreuesten Anhänger. Wir haben uns von ihm goldene Berge versprochen. Im Anfange hatte es den Anschein, als ob er sie uns geben wollte. Nicht aus wahrem, idealem Liberalismus, sondern aus politischer Berechnung. Für die paar Brosamen menschlicher Rechte, die er dem Juden gnädig hingeworfen, sicherte er sich eine Kerntruppe, die ihm auch dann noch treu blieb, als ihn seine besten Freunde schnöde verliessen. Man macht keine üblen Geschäfte, wenn man auf jüdische Dankbarkeit speculirt. Daher der Vorwurf des Judenliberalismus, der ehedem so ganz ungerechtfertigt nicht gewesen sein mag. Heute ist er es nicht mehr, denn im antisemitischen Lager findet sich alles zusammen, — auch die Liberalen. Wer dies bezweifelt, der schaue sich nur die mit den Deutschvolklichen Schulter an Schulter obstruirenden österreichischen Liberalen an. Es ist wahr, dass die Frage die sie vereint eine für ihre Nation hochbedeutsame ist, wir glauben aber nicht, dass eine durch eine Ministerialverordnung eingeleitete Judenvertreibung es vermocht hätte, unsere Liberalen in die Obstruction zu bringen. —

Ein Herzensbedürfniss ist der auf Juden angewandte Liberalismus den Liberalen nun einmal nicht. In unbewussten Augenblicken entfährt ihnen eine unbedachte Aeusserung, die uns dann einen schönen Einblick in ihr Herz gewährt. Nur im öffentlichen Leben sind sie liberal, um ihre private Meinung hat sich niemand zu kümmern. Einst, in besseren Tagen, da war der Liberalismus ein stolzes Ross, auf dessen Rücken man rasch durch die Welt brausen konnte. Im rauschenden Galopp, in rythmischem Wiegen, da hob sich die Brust, die Energie und das stolze Selbstgefühl des Mannes wuchsen gross, und es war so schön, von oben herab die Welt regieren. Heute ist er ein elender Klepper, eine jämmerliche Schindmähre, aber noch immer ist es bequemer auf ihrem Rücken sitzend seine Carrière machen, als mit dem gemeinen Fussvolke herumzuhumpeln. Ob der „liberale“ Abgeordnete Lenzmann seinem Collegen und Führer Eugen Richter gegenüber die famose Bemerkung, dass die Liberalen den Antisemitismus hätten machen sollen, fallen liess oder nicht, ist ziemlich gleichgiltig. Gedacht wird er es sich gewiss haben, und seine politischen Gesinnungsgenossen dürften ihn nicht ohne Weiteres verdammen. Denn für sie ist der Liberalismus keine Idee, sondern

ein politisches Schlag- und Losungswort. Sie vertreten nicht, sie weihen nicht, sie prostituiren diese Idee, darum hat sie an Achtung so viel verloren, dass an die Wiederkehr ihrer Herrschaft kaum zu denken ist. —

Es giebt aber trotzdem, zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, noch immer wahrhaft liberale Männer unter uns. Unbeirrt und ungehindert der politischen Tagesmode halten sie an dem Gedanken der Gleichheit unentwegt fest. In ihrer starren, unbeugsamen Charakterfestigkeit lassen sie sich zu keinerlei Prinzipienschacher herbei. Wie ihre Vorgänger im achzehnten und am Anfang dieses Jahrhunderts, Christian Wilhelm Dohm und Gotthold Ephraim Lessing, lassen sie die Gleichheitstheorie auch dann zur unbeschränkten Geltung kommen, wenn es sich um Juden handelt. Diese Männer, und darin liegt der Todeskeim des Liberalismus, bilden die Ausnahme, die grosse Menge seiner Anhänger freut sich im Stillen, wenn dem Judengesindel von den schneidigen Antisemiten eins am Zeug geflickt wird. Sie halten an der liberalen Idee nur in der Hoffnung fest, dass sie noch einmal zur politischen Herrschaft gelangen könnte. Nur als politisches Glaubensbekenntniss wird der Liberalismus heute aufgefasst, und nicht als historische Idee oder als ein ethisches Princip. Darum ist er eine blosse Marktwaare geworden, um welche gefeilscht, und geschachert wird, die uns aber den Preis nicht werth ist, den sie uns kostet.

Zudem kommt noch der Umstand, dass der Liberalismus auf die Waffenbrüderschaft der Juden keinen besonders hohen Werth legt. Nicht dass er dort, wo er sich stark fühlt auf die Juden keine Rücksicht nimmt, ist für diesen Punkt charakteristisch. Dass er in Gegenden, wo das Deutschthum von der stets wachsenden slavischen Hochfluth in seinem Dasein bedroht ist, seine freisinnigen Grundsätze verleugnet und mit den reactionären Deutchvolklichen pactirt, ist für die Gesinnungstüchtigkeit unserer Liberalen massgebend. Zum Danke dafür, dass die Juden in utraquistischen oder stark gefährdeten Gegenden stramm an der Seite der Deutschen marschiren, verhandeln diese mit mehr oder minder antisemitisch gefärbten Parteien. Man opfert den Liberalismus dem Moloch des Deutschthums. —

Trotzdem halten es die Juden noch immer mit den Deutschen, sie nennen sich noch immer und geben sich als Deutschliberale. Auch eines der Erbübel des Judenthumes, dass es stets der unverbesserliche Idealist der Menschheit war. Traurige Erfahrungen und schmerzhafte Erinnerungen, heimlicher Schimpf und offene Missachtung, wir ertragen alles geduldig, in unserer unerschütterlichen Hoffnung auf bessere Tage. —

Ob diese je kommen werden?

Socialismus.

Gewiss! — ruft der Socialist, und verweist auf seinen Zukunftsstaat. Er verspricht nebst der Beseitigung aller socialen Uebelstände noch einige andere Kleinigkeiten. So z. B. die Abschaffung religiöser und confessioneller Gegensätze, die Ebnung aller Ungleichheit, die Linderung jener Gebrechen, an welchen unser öffentliches Leben krankt, alles in allem, ein neues goldenes Zeitalter, ein Paradies auf Erden. Aber die Religion ist ihm Privatsache. Er kümmert sich um Glaubenssachen nicht, er lässt jeden nach seiner Façon selig werden. Seit jeher übten schon die Juden in religiösen Fragen die weitestgehende Toleranz, sie befassten sich schon in der biblischen Zeit mit der Lösung socialer Probleme, darum gingen Lassale und Marx, die Väter des Socialismus aus ihren Reihen hervor. Und weil die Religionsgenossenschaft der Juden unter den Culturreligionen Europas jene ist, die unter dem Drucke socialer Uebelstände am meisten zu leiden hat, darum findet man unter den Führern und Anhängern der socialen Partei eine verhältnissmässig grosse Zahl von Juden. Ob getaufte oder ungetaufte, ändert wenig an der Sache. Hat er auch das Sacrament der Taufe empfangen, bleibt der Jude doch Jude, seine Nachkommen sind Judenstämmlinge, so sagen es die in Racenfragen gut berathenen Antisemiten. Wie diese Theorie practisch verwerthet wird, darüber könnten uns die Marranenfamilien Spaniens manch erbauliche Geschichte erzählen. Besonders die Abkömmlinge jener Apostaten, die in ihrem blinden Hasse gegen ihre früheren Glaubensbrüder zur Begründung der heiligen römischen Inquisition beigetragen haben. Francesco de Santa-Fé konnte am Scheiterhaufen darüber nachdenken, welch herrliche Institution die der Ketzerrichter sei, bei deren Gründung sein Vater Josua Lorqui mitgeholfen hat. Auch die Familie des Apostaten Pedro de la Caballeria hatte Gelegenheit am eigenen Leibe zu erfahren, wie die Schrift ihres Stammvaters „Eifere für Gott“ von der Inquisition beherzigt wurde. —

Jude bleibt also Jude, und so können wir mit der hohen Erlaubniss unserer Gegner, die Begründer des Socialismus zu den Unsrigen zählen. Es geizt uns zwar nicht nach unseren Apostaten, der Baum grünt und treibt fort und kümmert sich um die abgestorbenen Zweige nicht. Aber in der Thatsache, dass bedrückte Juden sich der Sache der bedrückten Menschheit angenommen haben, glauben wir einen Beweis dafür erblicken zu dürfen, dass aufrichtige Theilnahme an dem Elend der Menschheit zu den characteristischen Merkmalen des jüdischen Stammes gehört. —

In dem Zukunftsstaate des Socialismus, im irdischen Wolkenkuckucksheim, wird sich also kein Mensch um religiöse Fragen bekümmern, die Katzbalgerei der Confessionen vermag dort kein Interesse zu erwecken. Nur grosse, wichtige, dem

Wohle der Menschheit dienende und es fördernde Fragen können dort auf allgemeine Theilnahme rechnen. Probleme, welche unsere Zeit tief bewegen, nationale und religiöse Fragen, sind aus der Batterie des öffentlichen Lebens ausgeschaltet. Ein classenbewusstes Mitglied des Socialistenstaates hat hiefür kein Verständniss, sein erleuchteter Geist gibt sich mit diesen Krämerwaaren der beschränkten Bourgeoiswelt nicht ab. —

Dies alles wäre wirklich schön und wahrhaft gross, nur schade, dass diese Fragen nicht so klein und unbedeutend sind, als dass man sie ingnoriren könnte. Zudem hat der moderne Socialismus zu ihnen bereits Stellung genommen. Er reisst die nationalen Schranken nieder und lässt, obgleich von Haus aus Atheist, die Religion als jedermanns Privatssache fortbestehen. Er rechnet dabei auf das religiöse Gefühl, welches in den Massen vorhanden ist, und macht wie alle politischen Parteien Concessionen. Ein überzeugungstreuer Atheist darf aber keinen Aberglauben dulden, keinerlei Prinzipienschacher treiben, am allerwenigsten aber in religiösen Fragen. Er muss die Religion überall befehden, auch im Verborgenen. Der Socialistenstaat wäre einfach blöde, bekämpfte er eine für schädlich erkannte Geistesrichtung nicht mit allen Mitteln. Das wird auch der Socialistenstaat so halten. Vorläufig thut er so, wie der weise Rath derer von Nürnberg. Der hängt den Dieb nicht, bevor er ihn hat. Sollte die Utopie des Socialistenstaates je verwirklicht werden, dann wäre die Religion noch heftigeren Anfeindungen ausgesetzt, wie heuzutage, daher ihm das Judenthum als Confession nicht das Wort zu reden hat.

Es ist aber auch höchst zweifelhaft, ob der Antisemitismus durch die Gründung eines socialistischen Zukunftsstaates aus der Welt geschafft werden könnte. Er möchte an Intensität zwar verlieren, an Tiefe möchte er hingegen in dem Masse gewinnen, als der Atheismus fortschreitet. Der Antisemitismus wäre also kein politisches, sondern ein religiöses Moment. Dieses ist nun weit gefährlicher als das erste. In seinem Kampfe gegen den Clericalismus möchte der sociale Zukunftstaat auch gegen das Judenthum unerbitterlich sein, obgleich dieses von dem Clericalismus nicht minder entfernt ist, wie der Socialismus. Mögen viele unserer Glaubensbrüder sich dieser Partei anschliessen, es handelt sich dabei nur um politische Fragen, das Judenthum als Confession hat von ihr nichts zu erhoffen. Die Verbesserung der äusseren Lage nicht, denn wir hegen die Befürchtung, dass der Antisemitismus auch in diesem Staate nicht aussterben wird, die Kräftigung des religiösen Lebens nach Innen nicht, da er sich um die Religion nicht bekümmert, ihr eher feindlich denn freundlich gegenübersteht.

Nationalität der Juden.

Aus dem Umstande, dass der Socialismus die nationale Frage gänzlich abschafft, die Religion hingegen, wenn auch als private Herzenssache beibehalten wissen will, könnte man

folgern, dass dieser eine nachhaltendere Wirkung auf das Volksgemüth innewoht, als jener. Dies trifft aber, wenigstens bei uns Juden, nicht zu. Die Nation, der wir angehören, wirkt auf uns tiefer ein, als unsere angestammte Religion. Wohl reimt sich diese Behauptung übel mit dem Vorwurfe der Heimatslosigkeit, den wir so oft zu hören bekommen, aber gegen Thatsachen lässt sich nicht kämpfen. So betet der französische Jude für Leben und Glück des Czaren, der Hunderttausende seiner Glaubensbrüder an den Bettelstab gebracht und dem Elend preisgegeben hat. Und diese Aermsten der Armen, diese verbannten russischen Juden beten in ihren neuen, fernen Heimstätten für das Wohl ihres kaiserlichen Verfolgers. Trotzdem erhält sich der Vorwurf, dass wir heimatslos und von Rachegelüsten erfüllt sind mit einer Zähigkeit, die der Wahrheit nicht innewoht, sondern nur dem Vorurtheil eigen ist. —

Auch die Juden in den übrigen Ländern Europas sind von nationalen Ideen mehr als von religiösen Gefühlen durchdrungen. Die Juden Ungarns sind in zwei Lager getheilt. Orthodoxen und Fortschrittsjuden befehden sich mit grimmiger Feindschaft. Die heiligsten und wichtigsten Fragen des Judenthumes bringen es nicht zu Stande diese beiden widerstreitenden Theile zu vereinen. Sie befinden sich im Zustande einer Opposition a tout prix. Der alte Erfahrungssatz, dass der Hass zwischen Brüdern tiefer und unversöhnlicher ist als die Feindschaft zwischen Fremden, wird durch die vielen, erfolglosen Ausgleichsversuche, zum Schaden des Judenthumes bekräftigt. Die Feindschaft zwischen diesen zwei Parteien geht soweit, dass die eine der anderen das Recht, sich Juden zu nennen, aberkennt. Was aber ihr Glaube nicht vermag, bewirkt bei ihnen die nationale Idee; denn beide Parteien sind begeisterte, leidenschaftliche Patrioten. Sie beschimpfen also ihren Glauben in demselben Augenblicke, in welchem sie ihre Nation hochhalten. So ähnlich steht es auch um die böhmischen Juden. Fordert da ein jungczechischer jüdischer Landtagsabgeordnete seine Glaubensbrüder auf, für seinen Clubgenossen zu stimmen, trotzdem dieser ein offener Antisemit ist. Es handelt sich ihm um das heilige Partei- oder nationale Interesse, die Confession kommt bei ihm nicht in Betracht. Auch in der Judenschaft Deutschlands können wir einige besonders lehrreiche Beispiele antreffen. Eines nur sei herausgegriffen. Bei der Statutenänderung, die der deutschjüdische Gemeindebund anlässlich seines Domizilwechsels von Leipzig nach Berlin vorgenommen hat, wird der grossen und nützlichen Thätigkeit der Alliance israélite rühmend gedacht, gleichzeitig aber die Ausscheidung aller mit ihr verbundenen Fragen beschlossen. Man sieht es den deutschen Juden an, dass sie zu ihren arisch-teutonischen Mitbürgern in die Schule

gingen, und von ihrer Umgebung auch Unduldsamkeit gelernt haben. Man mag dieser Thatsache umhängen, welches Feigenblatt man will, sie ist ein beredter Beweis für die Prävalenz der nationalen über die religiöse Idee, und man wäre naiv, wollte man sie anders auffassen. —

Für den scharf ausgeprägten nationalen Charakter der Juden spricht auch der Umstand, dass das Streben, rechtlich einem Staatsverbande anzugehören bei ihnen ein weit stärkeres ist, als bei den Bekennern anderer Confessionen. Unter 944 Fällen, in welchen Ausländern die Aufnahme in den österreichischen Staatsverband ertheilt wurde, befanden sich im Jahre 1892 nicht weniger als 206 Juden, statt 45, wie es nach ihrer Dichtigkeit in der Bevölkerung zu erwarten gewesen wäre. Auf religiösem Gebiete sehen wir das Gegentheil. Bei einer jüdischen Bevölkerung von mehr als 120.000 Seelen, mithin 24.000 Familien, hat die Cultusgemeinde Wien nicht ganz 14.000 Contribuenten. Mehr als 41 Procent der Steuerträger erfüllt seine confessionellen Pflichten überhaupt nicht. Bei einer etwas geringeren Zahl der jüdischen Einwohner zählt die Pester Cultusgemeinde 12.297 Steuerträger. Am günstigsten steht Berlin, das bei einer jüdischen Einwohnerschaft von circa 100.000 Seelen 16.230 Steuerträger aufzuweisen hat. Nicht die ohnedies nicht hoch bemessenen materiellen Opfer halten die Juden von dem Anschlusse an die zuständige Cultusgemeinde zurück, sondern der vollständige Indifferentismus in religiösen Angelegenheiten. Dieser sticht von der Intensivität der nationalen Idee auffallend ab, und lässt bei dem grossen Theile der westeuropäischen Judenschaft eine ablehnende Haltung gegen die Bestrebungen des Nationaljudenthumes voraussetzen. —

Die Juden und die Culturzustände der Zeit.

Wie aus allem, so wird uns von gegnerischer Seite auch aus der Liebe zu unserer jeweiligen Nation ein Vorwurf gemacht. Werden mehr Juden in den Verband eines Staates aufgenommen und aus ihm weniger entlassen, als percentuell zu erwarten wäre, so ist daraus die grosse Zudringlichkeit der Juden ersichtlich, die von dort, wo sie sich einmal eingenistet haben, nicht wegzubringen sind. Man kann von Vernunftswegen gegen die Syllogismen des Hasses nichts einwenden. Aber nicht auf die Deutung der Thatsachen, auf diese selbst kommt es an. Man kann ja bekanntlich aus statistischen Daten folgern wie und was man will. Finden wir aber, dass der Staat durch die Aufnahme jüdischer Bürger moralisch und geistig gewinnt, dann kann die „jüdische Invasion“ nicht als Unglück für den Staat aufgefasst werden. Und da sind die Zahlen für den Schulbesuch, die Daten für die Betheiligung der Juden an der Geistesarbeit ihrer Zeit, und ihre percentuelle Theilnahme in der Criminalstatistik massgebend. —

Die Zahl jüdischer Studirender ist eine weitaus grössere, als die der Arier. So hat an den Mittelschulen Oesterreichs die Zahl der jüdischen Schüler vom Jahre 1884 bis 1892 eine namhafte Steigerung erfahren. Sie betrug an Gymnasien 6 Procent, an Realschulen 21·5 Procent. Wo dieser Zuwachs seinen Abfluss findet, ist daraus ersichtlich, dass in dem mit 1895 abschliessenden Decennium, die jüdischen Frequentanten der Gewerbeschulen von 1872 auf 3695 gestiegen sind. Durch diese intellectuelle Arbeit der Juden, wird dem modernen Staate ein nicht unerheblicher Kräftezuwachs zutheil. Denn dieser ist auf die Mitarbeiterschaft seiner sämmtlichen Angehörigen angewiesen. Mag diese Arbeit eine geistige oder körperliche sein, sie kommt in erster Reihe dem betreffenden Individuum, dann aber der Gesammtheit, dem Staate, zugute. Nicht weil die Juden hervorragende Geister aufzuweisen hätten, gereichen sie ihren jeweiligen Staaten zum Nutzen. Die genialen Männer, wenn sie auch den Ruhmestitel einer Nation ausmachen, sind nicht Kriterien für ihren Wohlstand und ihre Intelligenz. Die allgemeine Volksbildung Italiens im vierzehnten Jahrhunderte, steht hinter dem Niveau der meisten europäischen Länder der Gegenwart zurück, und doch hat dort zu jener Zeit Dante gelebt und gedichtet. Die genialen Meister des Cinquecento lebten gewiss unter weitaus ungünstigeren geistigen und materiellen Verhältnissen als die Kunstbeflissenen unserer Zeit, wer wird trotzdem den Kunstleistungen der Gegenwart den Vorrang über jene zuerkennen wollen? So wie der Wohlstand eines Volkes nicht dann der grösste ist, wenn sich in ihm einzelne Milliardeure befinden, sondern dann, wenn der gut situirte Mittelstand in ihm zahlreich vertreten ist, so bilden die günstigen Daten über Schulbesuch und über die geringe Zahl der Analphabeten den verlässlichsten Massstab für Volksbildung und nationale Intelligenz. Das Genie ist der Milliardeur des Geistes, der gebildete, intelligente Mann vertritt den wohlhabenden Mittelstand. Zu diesem Mittelstande liefern nun die Juden das weitaus grösste Contingent.

In Ländern, in welchen der Volksschulunterricht noch den Confessionen anvertraut ist, bringen die Juden für die Schule die grössten Opfer, sie erhalten die verhältnissmässig meisten Schulen. So gab es im Jahre 1884 in Ungarn 509 jüdische Volksschulen. In Oesterreich, wo das interconfessionelle Schulgesetz in Geltung ist, findet man noch immer eine verhältnissmässig grosse Zahl jüdischer Schulen. In Galizien sollen die durch die Baron Hirsch Stiftung ins Leben gerufenen Schulen der traurigen Volksverdummung steuern, die durch Jahrhunderte systematisch betrieben wurde. Die Gründung und Erhaltung öffentlicher Volksschulen, gehört zu den Haupt-

aufgaben der Allianzen. Die Zahl der Analphabeten ist unter allen Confessionen bei den Juden die geringste.

Auch für die höheren Culturaufgaben ist im Judenthume Sinn und Verständniss vorhanden. In den bildenden Künsten der Gegenwart leisten Juden Hervorragendes. Als Musiker und Schauspieler haben sich Juden eine hervorragende Stelle im europäischen Pantheon erobert. Nicht als obscure Componisten einer werthlosen Modemusik, sondern als Vertreter der edlen, classischen Tonkunst Nicht als erbärmliche Stümper kläglicher Schmieren, sondern als Schauspieler von Weltruf. Künstler aus Gottes Gnaden sah das Judenthum in seiner Mitte erstehen, Künstler, vor deren vollendeten Schöpfungen selbst der antisemitische Jahnhagel seine Reverenz machen musste, Künstler, deren Talent selbst von dem Schatten eines jüdischen Geburtsscheines nicht verdunkelt werden konnte. Dies alles beweist uns, dass die Juden nicht Drohnen, sondern fleissig wirkende, emsig schaffende Bienen im Korbe der zeitgenössischen Cultur sind, dass durch ihre Aufnahme der Staat einen Zuwachs an Geistesreichthum erfährt. —

Juden in der Criminalstatistik.

Dass der moralische Kräftezuwachs eines Staates, der viele Juden naturalisirt, kein unerheblicher ist, lehrt uns die Criminalstatistik. Die Zahl der wegen Verbrechen abgeurtheilten Juden betrug in Oesterreich während des Trienniums 1890—1892 im Durchschnitte 1150. Percentuell wären 1400 zu erwarten gewesen. In demselben Zeitraume wurden jährlich und durchschnittlich nicht ganz 200 Juden an die Strafanstalten abgeliefert, woraus der leichtere Charakter der von Juden verübten Delictsarten gefolgert werden kann. Wohl sollen confessionelle Momente bei der Zusammenstellung einer Criminalstatistik nicht in Betracht kommen, denn sie haben mit einander nichts gemein. Schon der berühmte Strafrechtslehrer der Gegenwart Fr. Liszt betont dies in dem Axiom: „Die Mikrobe des Verbrechens gedeiht nur in der Nährflüssigkeit der Gesellschaft". Zu dem kommen noch die von dem königlichen preussischen Gerichtsassessor Dr. Klein mitgetheilten Ergebnisse über „Untersuchungen die in deutschen Bezirken mit möglichst gleichmässiger Vertheilung der Bevölkerung angestellt wurden und welche ergaben, dass in überwiegend katholischen Gegenden unterschiedlich eine hohe und eine niedrige Criminalität vorkommt, also die Confession in ihrem Einfluss durch die Landes- (Volks-) Natur- (Temperament) überwogen werden." (Einleitung zur deutschen Criminalstatistik 1890).

Hat es aber den Antisemiten aller Länder gefallen, den Juden als den Bekennern einer Confession oder als Mitgliedern einer Race — denn ob wir dies oder jenes sind, konnte die antisemitische Weisheit noch immer nicht ergründen, — hat es ihnen also gefallen uns unsere angeblich höhere Betheiligung an der Criminalstatistik vorzuwerfen, dann zwingen sie uns

auf die confessionelle Seite der Frage einzugehen. In 37 Delictsgruppen weist die obcitirte Criminalstatistik eine höhere Ziffer unter den Juden als unter den Christen auf. Das Entsetzen unserer Antisemiten wäre vollkommen berechtigt, die Juden verdienten mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu werden, wenn sie schon durch ihre blosse Anwesenheit in der arischen Völkerherde, diese anstecken. Jammerschade, dass die Leithammel dieser urtheilsunfähigen Herde mit ihrer schönen Theorie, wie so oft im Leben, nicht auf der Seite der Wahrheit stehen. Denn nicht eine höhere, sondern eine geringere ist die Zahl jüdischer, als die christlicher Verbrecher Die Criminalitäts-Ziffer dieser, ist um 1·205 grösser als die der Juden, wie es der gewiss unparteiische und vorurtheilslose Dr. Lux nachgewiesen hat. Er sagt es selbst, dass er die Juden nicht rein waschen will. Auch wir haben diese Absicht nicht. Aber dort wo die Juden eine höhere Zahl von Verbrechern stellen, thun sie es nicht weil, sondern trotzdem sie Juden sind, sie thun es als Mitglieder der modernen Gesellschaft. Es liesse sich zudem darüber streiten, ob der jüdische Kuppler verächtlicher ist als der arische Wüstling, der sich mit allerhand Weibsvolk verkuppeln lässt, ob der Dieb moralisch höher steht oder der Hehler, und es ist die reinste Geschmackssache, ob der Private der bestechen will weniger Achtung verdient als der beeidete Beamte, der Bestechung annimmt, ob der jüdische Kaufmann, der aus welchem Grunde immer Bankerott macht weniger Ehrenmann ist als der arische Angestellte, der das ihm anvertraute Geld — gleichviel zu welchem Zwecke — defraudirt. Ob Jude oder Christ, das Delict wird dadurch nicht grösser, der Verbrecher nicht ehrenhafter. Aus speciell jüdischem Standpunkte, ist der jüdische Verbrecher weit verächtlicher als der nichtjüdische. Dieser wird immer als Individuum behandelt, für jenen wird die Gesammtheit seiner Glaubensbrüder verantwortlich gemacht. In diesem Punkte, dass der Einzelne Jude für die Gesammtheit haftbar und verantwortlich ist, begegnen sich merkwürdigerweise die Weisen des Talmud mit den Judenfeinden unserer Zeit. Können wir also einerseits nur lebhaft bedauern, dass es jüdische Verbrecher gibt, so gereicht es uns zum Troste, dass ihre Zahl eine percentuell geringere ist, als die der christlichen. —

Bei der Anordnung strafgerichtlicher Untersuchungen scheint der Antisemitismus des richterlichen Beamten mitzuwirken. Wir sehen nämlich, dass in Deutschland unter 100 Angeklagten aller Delictarten 18·5 Christen und 29·2 Juden freigesprochen werden. Unter solchen Umständen wird der Einfluss des semitischen Elementes auf das arische gar so verderblich nicht sein. Wollte man sich auf völkerpsychologische Untersuchungen einlassen, so könnte man sogar zu dem überraschenden Resultate gelangen, dass in criminalistischer Beziehung nicht die

Juden die Christen, sondern umgekehrt, Diese Jene schädlich beeinflusst haben. Als Mitglieder, zum Theile als Opfer jener Gesellschaftsordnung, welche die Arier geschaffen haben, können die Juden für ihre Auswüchse nicht haftbar gemacht werden. Sowohl in intellectueller als in moralischer Beziehung bedeuten also die Juden einen Vortheil für ihre jeweiligen Vaterländer.

Jüdische Handwerkervereine.

In neuester Zeit wenden sich die Juden auch den Gewerben und Handwerken zu. Die Ueberzeugung, dass es nothwendig ist, unsere Jugend in neue Bahnen zu lenken, nimmt allmälig zu, und gelangt in der wachsenden Zahl jüdischer Gewerbeschüler deutlich zum Ausdrucke. Die landwirthschaftlichen und gewerblichen Schulen der Alliance sind auch auf diese Erkenntniss zurückzuführen. Das Bildungsniveau, mithin die geistige und moralische Stufe der Juden soll tiefer gedrückt werden, dies ist der uneingestandene Grundgedanke dieser neuesten Geistesrichtung innerhalb des modernen Judenthums. Dieser Gedanke mag für die, unter primitiven socialen und Productionsverhältnissen lebenden Juden des Orients richtig und heilsam gewesen sein. Als Material sind die Juden jener Länder eine noch formlose Masse, aus der die schaffende Künstlerhand moderner Erziehung machen kann, was sie will. Zudem wird das geistige und das moralische Niveau der Judenschaft jener Länder dadurch gehoben, und die Hoffnung ist nicht unbegründet, dass die zu Handwerkern und Bauern herangebildeten Juden jener Länder mit der Zeit in der Lage sein dürften, ihren Brüdern im Abendlande moralisch das zu entlohnen, was diese materiell und geistig für sie geleistet. Die orientalischen Juden werden — wenn dies noch überhaupt nöthig ist — den Beweis erbringen, dass der Jude auch zur schweren Arbeit taugt. Dann eröffnet sich den Juden in den Ländern des Orients, in welchen selbst die primitivsten Ansätze einer Industrie fehlen, eine günstige Aussicht auf Erwerb, wenn sie sich dem Handwerke zuwenden. Man kann jene Länder nicht mit einem Schlage in die Reihe der modernen Staaten mit ihrer entwickelten Cultur erheben. Man kann eine Cultur in neue Gegenden verpflanzen, man muss ihr aber auch Zeit lassen, dass sie sich entfalte. Die Hoffnung, dass die Industrie dort eine günstige Zukunft hat, ist nicht unbegründet. Nicht so aber ist es in den Culturländern Europas. Da ist es eine durchaus verfehlte Idee, wenn man durch Handwerks- und Gewerbevereine das geistige Niveau unserer Jugend herabmindern, wenn man unsere Jugend zu Handlangern der Maschine erziehen will. Wohlverstanden! Von Handwerksvereinen und Lehrlingsheimen ist die Rede, nicht von Gewerbeschulen. Nebst dem Fachwissen wird den Schülern dieser Anstalten auch ein gewisser Grad allgemeiner Bildung beigebracht, der ihren Blick erweitert und ihnen die Fähigkeit verleiht, das moderne Leben und seine complicirten Productionsverhältnisse richtig aufzufassen. Die Zöglinge solcher Anstalten

können es auch heutzutage zu etwas bringen. Sie sind nicht gezwungen, zeitlebens dumpf hinbrütende, geist- und willenlose Maschinen zu sein, deren Leben in verzweiflungsvoller Monotonie hinfliesst. Handwerks- und Lehrlings-Vereine erfassen aber nur das Naheliegende, und übersehen das Entfernte, das schönere Ziel, das sie erstreben sollten. Heute, wo alles hinaufstrebt und den Weg der Bildung einschlägt, ist es ein nicht zu billigender Versuch, das Bildungsniveau unserer Jugend tiefer zu drücken.

Wohl stiften diese Vereine häufig Gutes; sie entreissen viele Jünglinge einer höchst zweifelhaften Zukunft. Ihre Thätigkeit ist segensreich, nur nicht richtig. Die Vereine können nur in Verbindung mit den Gewerbeschulen eine dem Judenthume nutzbringende Thätigkeit entfalten, denn nur die mit allgemeinem Wissen gepaarte Fachbildung verleiht unserer Jugend die Kraft und den Muth, ihr Haupt stolz zu erheben. Die Handwerksvereine wollen unsere unbemittelte Jugend dem Elende entreissen und es kann dabei leicht passiren, dass der Handwerker, den sie herangebildet, zum Bettler wird. Sie verfallen der Scylla, indem sie der Charybdis ausweichen wollen.

Am häufigsten sind diese Vereine in Deutschland. Sie unterbringen dort jährlich 700 Lehrlinge bei verschiedenen Meistern. Einigen ihrer Schutzbefohlenen ist es bereits gelungen, sich eine eigene Werkstätte zu eröffnen, etliche erfreuen sich als Werkführer eines grösseren Unternehmens eines mässigen Wohlstandes, über das Schicksal des weitaus grössten Theiles erzählt uns nur ein beredtes Schweigen. Man wäre unter solchen Umständen zu Fragen versucht, ob auch da nicht etwas weniger, mehr wäre. Denn nicht die Anfangs-, sondern die Schlusszahlen sind hier massgebend. Diese wären aber ungleich günstiger, wenn wir nicht Handwerker, sondern Gewerbetreibende, intelligente Industrielle heranbilden möchten. Gewiss erforderte diese Richtung neue Opfer. Aber selten nur hat der Mangel an Opferwilligkeit das Zustandekommen einer, dem Wohle des Judenthums geweihten Institution verhindert. Wenn je, so ist es heute an der Zeit, dass wir auch unsere Muskelkräfte anspannen, aber nicht der Handfertigkeit allein gehört die Zukunft. Die Hand soll von dem Geiste gelenkt werden. Wir dürfen, indem wir die eine anwenden wollen, auf den anderen nicht verzichten.

Der Untergang des Handwerkes in der Fluth maschineller Production ist nur eine Frage der Zeit. Es ist ein starres, volkswirthschaftliches und geschichtsphilosophisches Gesetz, dass alles, was nebst der Handfertigkeit keine Geistesbildung besitzt, dem Massenelend des Proletariats verfallen muss. Sollen wir unsere unbemittelte Jugend dem Fluche des Proletariats preisgeben, bevor sie noch in der Lage war, die Segnungen der Bourgeoisie zu geniessen? Sollen wir mit unseren Lehrlingsheimen blos Socialisten der Zukunft züchten, wenn wir in den

Gewerbeschulen Männer heranbilden könnten, die auch für ihren väterlichen Glauben Sinn und Herz haben?

Flankenbewegung nach rechts.

Betrübender noch als diese Erscheinung ist der Umstand, dass durch das moderne Judenthum ein bildungsfeindlicher Zug geht. Es ist dies eine Folge der clericalen, volksverdummenden Bestrebungen unserer Zeit, eine Flankenbewegung nach — rechts!

Die Zahl jüdischer Hochschüler an den österreichischen Universitäten ist in dem Zeitraume 1884—1893 um 5·9 Pct. gesunken. Diese Abnahme zeigt uns, im Vereine mit dem an deutschen Hoch- und Mittelschulen beobachteten Rückgange der jüdischen Schülerzahl, dass die Juden sich von der wissenschaftlichen Laufbahn immer mehr zurückziehen, und anderen Berufszweigen sich zuwenden, auf welchen man auch ohne Taufscheine sein Fortkommen finden kann. Als ein Ergebniss des systematisch betriebenen Boycotts, mit welchem die Juden von allen besser dotirten Aemtern des Staates ausgeschlossen werden, und als Folge jener unablässig gegen uns erhobenen Vorwürfe, dass wir uns den leichten Berufsarten zuwenden, ist dieses Zurückströmen zwar begreiflich, es kann aber aus dem Standpunkte des Judenthums nicht tief genug bedauert werden. Man hätte es nämlich schon längst aufgeben sollen, gegen die Niedertracht antijüdischer Geistesblindheit mit den Waffen der Vernunft anzukämpfen, oder ihr Concessionen zu machen.

Nicht dass der Jude dies oder jenes ist, dass er überhaupt ist, wird ihm da als Todsünde angerechnet. Wir müssten also, um uns die Gunst unserer Gegner zu sichern, zu sein aufhören. Dann wäre es aber auch mit ihrer Grösse bald zu Ende, denn nur auf der Pyramide des Judenhasses stehend, erscheint ihre jämmerliche Figur den Augen des geblendeten Volkes gross. Nun kann aber das Judenthum nicht, auch den Gewaltigen des Antisemitismus zu Liebe nicht, seine Existenz aufgeben. Wir dürfen aber auch eine unserer Hauptadern nicht unterbinden, sonst verkümmert der edelste Theil unseres Organismus, jener nämlich, auf welchen wir in den uns bevorstehenden Kämpfen besonders angewiesen sind — die jüdische Intelligenz, die nun nach langer Zeit sich wieder ihrem väterlichen Glauben zuwendet. Welche Triebfedern diese Rückkehr bewerkstelligt haben, soll unerörtert bleiben. Die Aussicht auf fette Pfründen und Ehrenämter war es nicht, denn diese findet man leichter anderswo. Es genüge die Thatsache, dass die jüdische Intelligenz sich nun wieder als Jude zu fühlen beginnt, dass wir demzufolge über eine ansehnliche Schaar gebildeter, tüchtiger Männer zu verfügen haben. Schon dies allein beweist uns, dass die Intelligenz ein Kampfmittel ist, auf welches zu verzichten, wir nicht stark genug sind.

Der bildungsfeindliche Zug, der trotz der zunehmenden Frequenz der öffentlichen Schulen durch unsere Zeit geht, hat sich auch jüdischer Kreise bemächtigt. Man faselt von Ueber-

handnahme des geistigen Proletariats, ein Wort, das sich auch in unseren Reihen eingewurzelt hat. Macht man einem jüdischen Vater den Vorschlag, dass er seinen sonst begabten Sohn einer wissenschaftlichen Laufbahn zuführe, dann wird er mit säuerlicher Gesichtsmiene das Allerweltswort vom geistigen Proletariate nachplappern. Ich glaube erstens nicht, dass das geistige Proletariat in solch' erschreckender Weise zunimmt, wie männiglich behauptet wird; dann aber halte ich es für unmöglich, dass eine im jüdischen Geiste erzogene Jugend diese Zahl vergrössern könnte. Hingegen lungert das arbeitende Proletariat aller Confessionen in den traurigen Vierteln der Grossstädte zu Tausenden herum. Hat sich ein Jude einem, gleichviel welchem Wissenszweige zugewendet, dann wird er sich nicht zu den dunklen Tiefen des Geistesproletariats hinabdrücken lassen, er wird vielmehr bestrebt sein, sich auf der freundlichen, sonnbeschienenen Oberfläche der Bourgeoisie zu erhalten. Eine höhere geistige Begabung und ein zäher, unbeugsamer Wille gehörten seit jeher zu den Merkmalen des jüdischen Volkes. Ohne sie hätten wir in unserem jahrtausendelangen, schwerem Kampfe schon längst unterliegen müssen. Nicht durch die Stärke unserer Hände, nur durch die Gewalt des Geistes konnten wir zur Geltung gelangen, diese nur hat uns der Urvater auf unseren langen Leidensweg mitgegeben.

Man glaube aber nicht, dass dies nur zärtlichthuende Sentimentalität oder ein vernichtendes Urtheil ist, das dem Juden die Eignung zu gewerblichen Handwerksberufen abspricht. Es sei nur eine geschichtliche Thatsache constatirt, welche durch die Thätigkeit aller, das Handwerk unter den Juden fördernden Vereine nicht erschüttert werden kann. Auch wir trieben, als wir eine Nation waren, Handwerk und Ackerbau. In einem einheitlichen Volke tritt eine natürliche Arbeitstheilung ein, welche ein dauerhaftes, gedeihliches Zusammenleben und Zusammenwirken der Volkskräfte ermöglicht. Mit dem Sturze des jüdischen Staates änderten sich die Lebensverhältnisse, mithin auch die Beschäftigung der Juden. Sie passte sich dem Volke an, in dessen Mitte sie lebten, und musste sich auf den Kreis beschränken, den der Hass der Nationen ihr überwies. Die Beschäftigung der Juden in der Diaspora, sie mochte welche immer gewesen sein, gewährte nur die Möglichkeit, nicht den moralischen Werth des Lebens. Der eigentliche Beruf des Judenthums war und blieb die Lehre. Weit mehr als Israel für die Thora gethan, hat diese ihm geleistet; sie bildete den inneren Werth seines Lebens zu einer Zeit, wo dieses unter dem grossen äusseren Drucke leicht zusammengebrochen wäre. So war und blieb das Judenthum ein lernendes und lehrendes Volk. Im Alterthume, als Handwerker und Taglöhner zu unseren gefeiertesten Lehrern gehörten, im Mittelalter, als die Juden, ein echtes Handelsvolk, die Kenntniss griechischer und semitischer Welt-

anschauung dem westlichen Europa zumittelten, und in der Neuzeit, als sie sich mit Feuereifer an den wissenschaftlichen Bestrebungen ihrer Zeit betheiligten. Am glänzendsten documentirte es sich in seiner Eigenschaft eines lernenden Volkes, indem es das Studium — wenn auch nur das seiner Thora — nicht einer Priesterclasse anvertraute, es vielmehr zur Pflicht des ganzen Volkes machte und kein Monopol der Wissenschaft duldete. Nur dies, nicht aber das Protzenthum einiger reichgewordener Juden war mitbestimmend, als die Juden sich am Morgen nach der bürgerlichen Gleichberechtigung, der Pflege der Wissenschaften zuwendeten. Nicht die Affenliebe der Eltern, nicht der krankhafte Ehrgeiz jüdischer Mütter liess ihre Kinder eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen, sondern die durch und durch praktische Erkenntniss, dass auch die Schlachten der Menschheit nicht durch die Menge der Krieger, sondern durch die Ueberlegenheit der Führer entschieden werden. Und da wollten die jüdischen Eltern ihre Kinder nicht zu gemeinem Kanonenfutter, sondern zu befehligenden Führern erziehen.

Ist dies eine Eitelkeit, so hat sie wenigstens edle Triebfedern. Ist es ein Fehler, dann ist es noch immer leichter entschuldbar, als die Feigheit der modernen Juden, die aus blinder Furcht vor dem Gespenst eines geistigen Proletariats, von dem Gebiete der Intelligenz sich zurückziehen. Es ist ein Verbrechen, das man an der Zukunft des Judenthums begehet, wenn man dieses Feld, dessen Eroberung uns so viel Mühe gekostet, ohne zwingende Nothwendigkeit räumt. Ist aber eine solche vorhanden? Ich glaube nicht. —

Die Ausschliessung unserer Jugend von der Beamtenlaufbahn ist sicherlich keine derartige Nothwendigkeit. Wohl liegt darin eine Schmälerung der uns staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Rechte; eingefleischte Staatsrechtler oder die Schwärmer einer idealen Gleichberechtigung mögen auch darob bitter klagen. Der nüchterne Theil der Juden ist für diese Nadelstiche nicht mehr empfänglich. Wir sind schon an härtere Ausnahmsgesetze gewohnt, wir wissen es, dass die ausgleichende Gerechtigkeit der Staaten zumeist dort aufhört, wo der Jude beginnt. Praktische Juden denken sogar, dass in dieser Ausnahmsstellung kein Unglück für das Judenthum liege, und auch darüber liesse sich streiten, wer von den beiden, ob der Staat oder die Juden dabei mehr verlieren. Eine Verminderung der jüdischen Studirenden hat aber diese Praxis sicherlich nicht bewirkt. Ein paar jüdische Landesgerichtsräthe oder Conceptspraktikanten mehr oder weniger, durch solche Momente, kann das Streben der Juden nach Intelligenz nicht beeinflusst werden. Wir konnten die Scheidewände, die uns von dem administrativen Beamtenthume trennen, nicht niederreissen, Statthaltereiräthe oder Bezirkshauptleute sind Juden nie geworden, auch in den Flitterwochen der Verfassung nicht. Ja nicht einmal das bescheidene und gewiss nicht unbegründete

Verlangen, dass bei dem betreffenden Ministerium und bei den Landesstellen zur Berichterstattung über cultuelle Angelegenheiten, ein mit diesen vertrauter Jude berufen werde, konnten wir durchsetzen. Die Cherubim des Staatsantisemitismus stehen mit ihren flammenden Schwertern vor dem Paradiese des besser dotirten Staatsbeamtenthums aufgepflanzt, mit strenger Gewissenhaftigkeit prüfen sie, nicht die Befähigung des Bewerbers, nein, nur seinen — Taufschein.

Waren auch am Anfange der Verfassungsära solch hochfliegende Pläne vorhanden, welche von Juden als hochgestellten Staatsbeamten träumten, die Ernüchterung kam bald, und die Zahl der jüdischen Hochschüler wuchs trotzdem stetig. Denn nicht auf Pfründen war das Streben der Juden nach Intelligenz gerichtet.

Die Abnahme jüdischer Hochschüler fällt vielmehr zeitlich und logisch mit dem Wachsthum der antisemitischen Strömung zusammen. Sie will den häufigen Vorwurf, dass wir leicht durchs Leben kommen möchten, widerlegen. Gelingt ihr aber dies? Die Thatsachen beweisen uns das Gegentheil. Trotz der Abnahme der jüdischen Intelligenz, nehmen die Gegner an Stärke zu, dasselbe Decennium, das uns die Abnahme jüdischer Hochschüler, brachte uns auch das gewaltige Anwachsen der judenfeindlichen Strömung. Was soll also dieses Opfer das unsere Gegner nicht zum Schweigen bringt, uns aber mehr schädigt, als alle Angriffe denen wir ausgesetzt sind. Unsere Intelligenz ist die einzige, verlässlichste Waffe die uns zu Gebote steht, es kann bald die Zeit kommen wo wir es bedauern werden, dass wir sie uns entwinden liessen.

Was soll aber mit jenem Theile unserer begabten Jugend geschehen, der durch diese Flankenbewegung der geistigen Laufbahn entzogen wurde? Er muss sich doch um andere Erwerbsquellen umschauen. Als solche bieten sich ihm nun die Industrie, und wenn er über das nöthige Capital verfügt, der Ackerbau. Wer aber das moderne Leben kennt, der weiss es, dass auf industriellem Gebiete das zünftige Meisterthum todt ist, trotz aller Bemühungen und Versprechen des politischen Industrie-Ritterthums; es hat sich abgelebt, und selbst der verwöhnteste, gehätscheltste Anwalt des „kleinen Mannes“ wird seinen Sargdeckel nicht sprengen. Da gibt es nur Ausbeuter und Ausgebeutete. Für diese Rolle muss uns unsere Jugend viel zu gut sein, durch jene laden wir ein neues Odium auf unsere, unter der Last des Hasses ohnehin gebeugte Schulter. Wenden wir uns hinwieder der Urbeschäftigung Israels, dem Ackerbau zu, dann dürften wir bei dem heutigen Stande der Dinge, eine neue Form des Antisemitismus ins Leben rufen, den man als Agrarantisemitismus bezeichnen kann. Ob wir aber das schon an sich weite Gebiet des Judenhasses noch er-

weitern dürfen, mögen jene entscheiden, die in dieser neuen Wendung das zukünftige Heil des Judenthumes erblicken.

Dies alles bezieht sich aber nur auf jene Juden, die an der westeuropäischen Cultur betheiligt sind, also auf den kleineren Theile der Juden überhaupt. Für die Juden der halb, oder noch nicht civilisirten Länder, für die Juden Galiziens, Rumäniens, Russlands, des Orients, Afrikas und für die überseeischer Colonisationsversuche halber ausgewanderten Juden, mag diese Richtung schon darum nützlich sein, weil ihr geistiges und moralisches Niveau dadurch gehoben wird. Bei der internationalen Lage des europäischen Waarenmarktes steht zwar zu befürchten, dass die Concurrenz dieser neu eröffneten Productionsgebiete nicht ohne Rückwirkung auf die Judenfrage unseres Continents bleiben dürfte. Selbstsüchtige und eigennützige Beweggründe sollen aber nicht in Betracht kommen dort, wo es sich um die Aufbesserung der Lebenslage unserer meistbedrückten Glaubensbrüder handelt. Wir dürften auch mit dieser neuen Abart des Antisemitismus, die in dem Momente auftreten wird, in welchem diese Concurrenz mit der europäischen Landwirthschaft beginnt, fertig werden, wenn wir nur über die nöthige Anzahl gehörig geschulter und tüchtig gebildeter Männer verfügen.

Wohin immer wir uns also wenden, von welcher Seite wir auch diese Frage beleuchten, erweist sich ein Zurückströmen unserer dazu berufenen und befähigten Jugend von der wissenschaftlichen Laufbahn, als ein ebenso verkehrtes als verderbliches Mittel. Verkehrt, denn der geistige Gesichtskreis des Judenthumes lässt sich nicht in die engen Grenzen eines, um sein täglich Brod sich mühsam abrackernden Arbeiterproletariates bannen, nachdem er schon einmal die lichten Höhen menschlichen Wissens umfasst hat. Verderblich, denn damit geben wir das einzige Gebiet preis, auf welchem für uns in einer vielleicht nicht allzufernen Zukunft ein Sieg möglich wäre. Schlimmer als der jüdische Lehrling ist auch der jüdische Student nicht daran. Sie haben es beide mit der verschiedenen Aeusserungsform derselben Gesittungsrohheit zu thun, auf welche der Jude schon von Kindesbeinen auf gefasst sein muss. Weder in den Werkstätten der Industrie, noch in den Hörsälen der Universitäten blüht die edle Pflanze der Gleichberechtigung. Muss ich mich aber um mein bischen Luft und Licht mit meiner Umgebung herumschlagen, so ist — so sollte man meinen, — der helle, freundliche Hörsaal, der dumpfen Atmosphäre der schmutzigen Werkstätte vorzuziehen. Hier müsste unsere Jugend ihre Arme gebrauchen, dort könnte sie gegen die Gehässigkeit der Gegner mit dem Geiste ankämpfen. Diese Waffe entspricht besser dem Wesen und der geschichtlichen Entwicklung des Judenthumes, darum keine Concession, keine

Experimente, keine Flankenbewegung, am allerwenigsten aber eine solche nach — rechts.

Vereinswesen.

Nicht tiefer gedrückt, gehoben soll das Bildungsniveau des Judenthumes werden. Keine Handwerksvereine also, sondern Gewerbeschulen und Intelligenz benöthigt unsere Jugend. Ueberhaupt keine Vereine mehr. Wir haben ihrer schon ohnedies genug. Eher zuviel als zu wenig. Wollte man aus der grossen Zahl von Verbänden, die uns von verschiedenen Curpfuschern aufgelegt wurden, auf unseren Gesundheitszustand schliessen, dann müssten wir arg beschädigt sein. So zählte man im Jahre 1895 in Wien allein nicht weniger als 112 jüdische Vereine, also auf je tausend Seelen einen, in Prag gab es zur selben Zeit 32 jüdische Vereine — auch eine beträchtliche Zahl. Der literarischen und historischen Vereine Zahl ist eine Legion, die reale, nützliche Arbeit, die sie insgesammt für das Judenthum geleistet, stehet zu ihrer Zahl in umgekehrtem Verhältnisse.

Es ist aber auch nicht anzunehmen, als ob die Gründer dieser Vereine sich der Hoffnung hingegeben hätten, dass durch den neubegründeten Verein ein anhaltender Einfluss auf das Judenthum wird ausgeübt werden können. Ist das Bedürfniss nach einem solchen Vereine vorhanden, soll er eine wahrhaft bestehende Lücke ausfüllen, dann wird er im richtigen Augenblicke schon ins Leben gerufen werden. In den meisten Fällen sind aber die jüdischen Vereine nur erbärmliches Flickwerk, theils aus vorübergehenden, momentanen Bedürfnissen, theils aus dem lächerlichen Streben beschränkter Vereinsmeier hervorgegangen. Am häufigsten entstehen sie in Ländern, wo die äussere und innere Lage der Juden eine triste ist. Der äussere Zwang bringt die Kampf- und Abwehrvereine mit sich, die Unregelmässigkeit im inneren Leben unserer Confession führt dahin, dass eine Gruppe begeisteter Männer durch einen Verein das ersetzen will, was die Gesammtheit zu leisten unterlassen hat. Diese Vereine verfehlen aber gänzlich das Ziel das sie sich gesteckt. Wir brauchen keine Verbände, dieweil unser Gebrechen kein äusserliches ist. Ja, äusserlich dürfte man uns für kerngesund halten. Die Krankheit an welcher das Judenthum laborirt, sitzt aber viel tiefer als unsere vereinsgründenden Kurpfuscher es ahnen. Sie wohnt im edelsten Theile unseres Organismus, im Herzen des Judenthumes. Das Heilverfahren, das sie beansprucht, konnte bis zur Stunde noch nicht festgestellt werden. Ja es gibt Skeptiker, die an die Möglichkeit einer vollkommenen Gesundung nicht glauben wollen. Wir sind anderer Meinung. Die historische Mission, die das Judenthum zu erfüllen hat, der es schon seit Jahrtausenden dient, die Idee des reinsten Monotheismus die es immer verkörpert und verkündet hat, die Lehre, dass es ausser der christlichen auch noch eine wirkliche interconfessionelle und internationale

Nächstenliebe gibt, und die Ueberzeugung, dass uns noch eine viel wichtigere, als von „toleranten“ Kirchenfürsten uns gnädig eingeräumte Rolle, von der endlichen Wahrheit des christlichen Glaubens Zeugniss abzulegen, beschieden ist, und schliesslich die Erfahrung, dass das Judenthum aus weit traurigeren, hoffnungslosen Zuständen zu neuem Leben in neuer Kraft sich erhob, dies alles berechtigt uns zu der Annahme, dass das Judenthum nie tödtlich erkranken kann. Es kann zwar alt werden, aber nicht gebrechlich, es kann wanken, aber nie stürzen. Weder unter der Jahre Last, noch unter des Schicksals Schlägen. Es wird im Innern gesunden, weil sein Lebensnerv in seiner Function zwar theilweise gestört, aber nicht dauernd aufgehalten werden kann.

Abwehrvereine

Nach aussen wird es erstarken ohne Abwehrvereine, ja ihnen zum Trotze. Es ist traurig, dass wir das Beschämende solcher Vereine für uns noch nicht eingesehen haben. Wir waren ehedem Kammerknechte des heiligen römischen Reiches, nun sind wir, oder sollen wir Kammerknechte der Abwehrvereine werden. Also trotz Judenemancipation und bürgerlicher Freiheit eine Art von Schutzjuden, unter dem wenig einflussreichen Patronate der Abwehrvereine stehend. Diese werden uns nicht viel nützen; durch die eigenthümliche Stellung aber, in welche der unter dem Schutze der Staatsgesetze stehende Jude in den Abwehrvereinen gelangt, schaden sie nicht nur uns, sondern auch unserer Zukunft. Wir wollen für uns keine Rechte, nur Recht, also keine Abwehrvereine, nur dass der moderne Staat seine Pflichten erfülle, und seinen Gesetzen Geltung verschaffe. Von den Abwehrvereinen haben wir blutwenig zu erwarten. Sie sind unschädliche Hausmittelchen aus der Apotheke sentimentaler Basen und mitleidsvoller Tanten zusammengebraut. Etwas Religiösität, einige Gramm Humanitätsduselei, aufgelöst in unschädlichem Hoffnungswasser, und dieses indifferente Getränk, löffelweise verabreicht, soll ein wirksames Mittel gegen eine derart gefährliche Seuche sein, wie es der Antisemitismus ist.

Ob es schon unseren sämmtlichen Abwehrvereinen gelungen ist auch nur ein Dutzend Antisemiten zu bekehren? Ob sie im Stande gewesen sind das immer weitere Vordringen der judenfeindlichen Strömung auch nur um einen Zoll aufzuhalten? Zudem huldigen sie dem überaus bequemen Lehrsatze, wonach die kleinen Diebe gehängt werden, indess man die Grossen laufen lässt. Ist es einem von ihnen gelungen irgend einen tollen Krakehler vor Gericht zu bringen, und seine Verurtheilung, weil er sein erbärmliches Handwerk gar zu dumm betrieben hat, durchzusetzen, dann herrscht darob eitel Jubel und Freude in ganz Israel. Unsere „confessionellen Blätter“ bringen dann spaltenlange Berichte über dieses gewaltige Wunderwerk, aber der Antisemitismus blüht und ge-

deiht trotzdem fort. Mit dieser gefallenen Grösse des Provinz-Antisemitismus wird eine derartige Strömung nicht beseitigt. Man müsste sich zu diesem Zwecke höher wenden. In den hochgestellten und hochmögenden Kreisen unserer Gesellschaft ist die eigentliche Brutstätte des Antisemitismus. Denn das Volk hat nie eigene Ideen, es war seit jeher dumm, und tanzte immer so, wie ihm von Oben gepfiffen wurde. Der Antisemitismus der niederen Volksschichten ist nur der Niederschlag derselben Geistesströmung aus den höheren Kreisen. Auf den Bergeshöhen zeichnet der Winter zuerst sein schneeiges Bild, allmälig breitet sich dann die Schneedecke über die Thäler aus. In den von Seide und Purpur rauschenden, vom schweren Parfum getränkten Salonen der hochgeborenen Gesellschaftskreise, die über reiche Mittel verfügen, um auf eine liebgewonnene Idee nicht verzichten zu müssen, herrscht diese Geistesrichtung, die weit mehr ist als eine politische Modethorheit. Der schwarze Adel ist trotz seiner unermesslichen Reichthümer äusserst sparsam, er verschwendet sein Geld — insoferne es sich nicht um Pferde und Maitressen handelt — nur in kluger Berechnung. Wie der Börsenjude in Werthpapieren, so speculirt er in Politik. Und diese Speculation trägt ihre Zinsen, so hohe, dass es der verwegenste jüdische Wucherer, selbst in seinen kühnsten Träumen nicht wagt, von einem derart hohen Zinsfuss zu träumen. Was der Hochadel für diese Summen einhandeln will, ist die Weltherrschaft. Wie lächerlich das klingt! Was haben die Juden, dieses declassierte Volk mit der Herrschaft über die Welt zu schaffen? Man muss es aber dem Hochadel lassen, dass er einen fein ausgebildeten Spürsinn besitzt. Viel feiner noch, als die beste Race seiner Jagdhunde. Er wittert es mit richtigem Instinct, dass der Weg zur Knechtung der Massen durch die Juden führt. Zuerst die Theile, dann das Ganze. Das liebe Volk soll nur mithelfen die Juden zu entrechten, es soll bei ihrem Begräbnisse nur wacker mitthun. Es soll nur in der Täuschung, dass es die gebratenen Kastanien für sich aus der Gluth scharrt, sich die Pfötchen verbrennen. Mit dem antisemitischen Grabscheite schaufelt es sein eigenes Grab. Bald kommt, sind erst die Juden entrechtet, die Reihe an das Volk. Es wird dann selbst an dem Karren mitziehen müssen, in welchen man die Juden zuerst gespannt. Diesen bleibt dann der Trost, dass sie in ihrem Unglücke auch Gefährten haben, und die Schadenfreude, dass ihre einstigen Feinde es sind, die nunmehr das Elend mit ihnen theilen müssen.

Gegen solche, aus hochliegender Quelle hervorsprudelnden Strömung kämpft man nicht derart an, dass man sie in ihren letzten Ausläufern trifft. Der Strom versiegt nicht, weil man aus ihm einige Eimer geschöpft hat. Man muss, wenn man in solchen Fällen etwas erreichen will, bis zur Quelle vordringen,

um von dort aus dem Strome eine neue Richtung geben, oder dieser selbst muss sich mit elementarer Gewalt ein neues Beet schaffen. Jenes unterlassen unsere Abwehrvereine, dies können sie nicht bewirken. Hier fehlt ihnen die Volksthümlichkeit, dort die Macht. Darum ist ihre Mühe vergeblich, und der zur Hälfte gerollte Stein entgleitet ihren Händen, bevor er den Gipfel erreicht. Ihnen fehlt die Glaubenstreue und die Begeisterung der Missionäre, die ihr Leben in die Schanzen schlagend, bei wilden Völkern predigen und bekehren. Auch die Abwehrvereine sind Missionäre, aber jenen verglcichbar, die es auf arme, hungernde, zerlumpte Juden abgesehen haben, die durch den Zauberklang des Goldes die Stimme des Gewissens übertönen wollen.

Zudem sind die Abwehrvereine viel zu fein für das Volk. Sie zählen, von einigen verkappten Antisemiten, die ihnen aus Geschäftsinteresse beigetreten sind, gesinnungstüchtige und gebildete, von tiefem sittlichen Ernst durchdrungene Männer in ihren Reihen. Ihnen ist Feinheit und Tactgefühl angeboren. Sie fühlen sich heimisch im Salon und in vorn hmer Gesellschaft, die übernächtige Atmosphäre der Bierkneipen und Schankstuben ertragen sie nicht. Mit ihren feinen Händen können sie das ekelerregende Handwerk der Cloakenreinigung nicht betreiben. Sie streben nicht darnach, die vom Heben der Bierkrüge schwielig gewordenen Hände des Volkes zu drücken. Das Volk ist aber heutzutage im Bewusstsein seiner Allmacht die man ihm seit Jahren vorgaukelt, derart aufgeblasen und protzig, dass es den Vornehmen zu ehren glaubt, indem es ihm die Hand reicht. Hätten sich unsere Vornehmen nicht auf einen Gesinnungshandel und Principienschacher mit dem Volke eingelassen, hätten sie momentaner Vortheile willen die Wühlarbeit des Clericalismus nicht ungestört fortsetzen lassen, sie wären heute nicht gezwungen Abwehrvereine zu gründen, in welchen sie nur ihre eigenen Interessen vertheidigen und wahren. Nicht dem Protzenthum des Geburtsadels, sondern der Vornehmheit der Gesinnung sei hiedurch das Wort geredet.

Der Antisemitismus ein Principienstreit.

Abwehrvereine sind — es liegt dies in der Natur der Sache — in Ländern vorhanden und nothwendig, in welchen die sociale und politische Lage der Juden sie erfordern. Diese beiden sind die Triebfedern der heutigen judenfeindlichen Strömung. Sie hat mit ähnlichen Bewegungen vergangener Jahrhunderte nichts gemein. Aber ihr Endziel ist da wie dort dasselbe. Sie münden immer in den Clericalismus. Warum befehdet nun die reiche, stolze Tochter, die arme gebeugte Mutter? Sollte vielleicht das Judenthum eine ständige Gefahr für die Kirche sein? Sollte es selbst arm und geschwächt, noch immer stark genug sein, um gegen Scheinheiligkeit und Frömmelei, um gegen hinter frommen Fetzen sich verbergende

Machtgelüste ankämpfen zu können? Das ist des Pudels Kern. Die Kirche weiss es sehr gut, dass die Aufklärung von Juden ausging, dass das Freidenkerthum in ihren Reihen die begeistertesten Anhänger besass. Sie weiss es, dass die von ihr angestrebte Finsterniss nicht eintreten wird, so lange der Geist des Judenthums fortleuchtet. Trotzdem der moderne Antisemitismus in Oesterreich als Product des interconfessionellen Volksschulwesens betrachtet werden könnte, sind die Juden doch Freunde der Neuschule, weil diese keine Geistesfinsterniss duldet. Ist es aber nicht finster genug auf dieser Welt, dann besitzt die Macht der Kirche nicht die erforderliche Festigkeit und Solidität. Das Judenthum ist ein lebendes Veto gegen jegliche, auf die Verdummung des Volkes abzielende Tendenz des Clericatismus. Daher ist der Antisemitismus mehr als eine flüchtige Erscheinung, er ist ein heftiger Kampf der Principien. Mit Licht kämpfen da die Juden, ihre Gegner mit Finsterniss. In solchen Kämpfen siegt aber das Licht des Idealismus, denn dieses verleiht seinen Kämpfern Muth und Ausdauer. Wir Juden fürchten nur Gott, die Kirche fürchtet Gott und die Juden.

Zwingt die äussere Lage die Juden nicht zur Abwehr, dann bethätigt sich das Bedürfniss nach Vereinigungen in einer anderen Weise. Die Tendenz der in solchen Ländern begründeten Vereine ist ein durchaus idealer, dem Wohle und dem Gedeihen des gesammten Judenthums gewidmeter. Diese Vereine wollen nicht einem vermeintlichen, sie wollen einem wirklichen Bedürfnisse entsprechen, sie wollen das geistige und moralische Niveau der zurückgebliebenen Juden heben, die materielle Lage dürftiger Glaubensbrüder aufbessern, sie wollen in den, dem Judenthume entfremdeten Kreisen, das Verständniss für dessen Geschichte und Wissenschaft wecken. Dies war die Tendenz, die bei der Gründung der Allianzen, der Anglo-Jewish-Association, den Gründern vorschwebte, ähnlich ist es in Ungarn, mit dem vor einigen Jahren ins Leben gerufenen, das ganze Land umfassenden jüdisch-literarischen Verein, und dem vor nun anderthalb Jahrzehnten erweckten Verein Mekize Nirdamim in Berlin.

Die ersten zwei dieser Vereine, besonders aber die Alliance in Paris, sind unter allen jüdischen Vereinigungen die von den Gegnern des Judenthumes am meisten gehassten. Sie sind es trotz, oder wegen ihres idealen Strebens. Denn seit ihrer Gründung war die Alliance bestrebt, die culturelle und sociale Lage der in uncultivirten Ländern lebenden Juden zu heben, ihren materiellen Wohlstand zu fördern. Von China bis zum Gibraltar können wir die segensreiche Erfolge dieser Bemühungen mit unseren Augen sehen, und in den einst an Wissen und Wohlstand reichen jüdischen Colonien des nördlichen Afrika blühen nunmehr die von der Alliance begrün-

deten Ackerbau- und Handwerksschulen. Einst waren diese Landstriche reich und blühend, wie kein zweiter. Von hier kam der grösste Theil unserer Zier- und Nutzpflanzen zu uns, hier feierte die Cultur Griechenlands mit der der semitischen Völker ihre Vermälung. Ein entsetzliches Schicksal hat diese einst blühenden Stätten eingeäschert, eine grausame Zerstörungswuth hat hier furchtbar gehaust, nun gibt jüdischer Idealismus diesen Gegenden das wieder, was arischer Vandalismus ihnen einstmal geraubt. Das Licht des Wissens, das der Menschheit einst im Osten aufging — ex oriente lux — wirft nun vom Westen aus seine Strahlen in jene verdunkelten Gegenden zurück. So präsentirt sich das Judenthum auf culturellem Gebiete als ein gewaltiger Scheinwerfer, der die Sonnenstrahlen des Menschengeistes von dem einen Ende dieser bewohnten Erde, in das andere schleudert. Wer weiss, ob der Orient nicht noch einmal in die Lage kommt, der Welt sein Licht zu spenden? Vielverheissend sind unsere Culturzustände nicht, wir können nicht wissen, ob die zunehmende Verdunkelung nur von flüchtigen Gewitterwolken, oder von einer aufsteigenden Dämmerung herrührt? So oder so, auch hier wird sich der Jude als Vertreter des Lichtes bekennen, er wird es auch hier nicht verleugnen, dass er um die Ideale der Menschheit einen Principienkampf zu führen hat, gegen Geistesumnachtung und Volksverdummung.

Cultus-Gemeinden.

Man findet aber diesen idealen Zug, der im Wesen des Judenthums liegt nicht wieder, wenn man sein modernes Leben betrachtet. Am allerwenigsten aber im Leben unserer Cultusgemeinden. Ihr Zustand beweist uns am deutlichsten, wie tief der Krankheitsstoff im Organismus des modernen Judenthumes sitzt. Die Cultusgemeinde, eine Vereinigung aller, auf demselben Territorium wohnhaften Juden, befindet sich in einem Zustande, den selbst der grösste Optimismus nicht als erfreulich bezeichnen dürfte. Das so üppig ins Kraut geschossene Parasitenthum der Vereinsmeierei, entzieht den Cultusgemeinden, diesen gesunden Wurzeln des Judenthums, die Nahrung. Damit sind aber die Ursachen des Verfalles, in welchem sich unsere Gemeinden befinden, noch immer nicht erschöpft. Der Mangel an Organisationstalent und Disciplin, das schwindende Verständniss für ideale Bestrebungen und Ueberlieferungen der Vergangenheit, das stets schwächer werdende religiöse Gefühl in unseren Reihen, schliesslich die völlige, dem Judenthume feindliche Umgestaltung des socialen Lebens — sind lauter Würmer, die an den Wurzeln unserer Gemeinden nagen und ihre Blüthe hindern. Dies ist umso trauriger und gefährlicher, als die Cultusgemeinden der local begrenzte Ausdruck unserer Einheit sind, die wir ja — per tot discrimina rerum — noch immer nicht preisgegeben haben.

Bedeutung und Beruf unserer Culturgemeinden ist ein zweifacher. Sie sollen die religiösen Bedürfnisse ihrer Mitglieder in der Gegenwart befriedigen, sie sollen aber auch die fortlebende Ueberlieferung der Vergangenheit zum Ausdrucke bringen. Dies ihr Beruf. Ihre Bedeutung besteht nun darin, dass sie die rechtliche Verkörperung eines Theiles des Judenthumes sind, und das Recht haben, im eigenen Wirkungskreise über die verschiedenen Momente des religiösen Lebens zu entscheiden. Dies waren unsere Gemeinden ehemals, und darum bildeten sie einen idealen Sammelpunkt, nach welchem ihre weitzerstreuten Angehörigen immer gravitirten. Der in noch so weite Ferne verschlagene Jude bewahrte sich im Herzen die Liebe zu seiner Heimatsgemeinde, er betrachtete sich allerorten als Mitglied der Gemeinde, der er abstammte. Im Grunde ist diese Anhänglichkeit nur ein natürlicher Trieb der Selbsterhaltung. Die Gemeinde würde, wenn einzelne ihrer Mitglieder sie verliessen, geschwächt. Das Gefühl, dass dieser Kräfteverlust ersetzt werden muss, lebte in allen ihren Mitgliedern. Dies war die historisch-moralische Grundlage unserer Gemeinden, zugleich auch die sichere Gewähr für ihren Fortbestand. Es war also kein äusserlicher, kein staatlicher Zwang, der sie erhielt, sondern die Liebe und Anhänglichkeit ihrer Mitglieder. Heute muss aber alles, was den Stand der Gemeinde sichern kann, ihre Abgrenzung und Organisation, ihre Rechte und Pflichten unter staatliche Controlle gestellt werden. Ja selbst die Formen, in welchen Gott nach jüdischem Ritus verehrt und angebetet werden soll, konnte in vielen Fällen nur mit polizeilichem Beistande festgestellt werden. Wie im modernen Staatsleben überhaupt, verbindet sich auch hier der Corporalstock mit der religiösen Idee, um das Volk mit vereinten Kräften zu zügeln. Man belegt derlei Bestrebungen ungerechter Weise mit dem schönen Namen des Conservativismus Aus einem edlen Begriffe wird also ein profanes Schlagwort für einseitige Parteibestrebungen gemünzt. Conservativ heisst erhaltend. Aber die jüdische Religion wird durch derlei Stützen gewiss nicht erhalten. Denn uns ist die Religion die reinste Herzenssache und Gemüthsfrage. Wir besitzen — mit Stolz bekennen wir es — keine Beichtstühle und in diesen keine Geistlichen, deren Ohren wir unsere geheimsten Herzensangelegenheiten anvertrauen. Ausser unserem Gewissen, erkennen wir keinem Richter das Recht zu, über unsere Gefühle zu urtheilen. Der Staatsgewalt und der Polizei schon am allerwenigsten. Von ihnen haben wir also keine günstige Wendung für das Judenthum zu gewärtigen. Denn trotz ihrer Hilfe, können wir eine stete, schreckliche Abnahme der religiösen Gefühle innerhalb des Judenthums wahrnehmen. Ob diese Abnahme durch die staatliche Ingerenz unmittelbar herbeigeführt oder mittelbar beeinflusst wurde, lässt sich nicht bestimmen. Das

Eine steht aber für uns fest, dass wir den Gott, den wir aus Herzensdrang, aus tiefinnerster Ueberzeugung nicht ehren, aus Polizeizwang sicher nicht anbeten werden. Zudem ist die Verbindung von Staat und Kirche eine rein äusserliche, durch welche das innere Leben einer Kirche oder Religionsgenossenschaft kaum merklich beeinflusst werden kann. Die patentirten Wächter dieses Verhältnisses, die mit Würden und Aemtern überhäuft sich so benehmen, als ob sie Gott sammt seiner Residenz für immerwährende Zeiten gepachtet hätten, ahnen es vielleicht nicht, dass durch ihre Bemühungen der Staatsgedanke gestärkt werden kann, dass aber die religiöse Idee durch diese Verbindung Schaden nehmen muss.

Wir Juden können diesen Schaden am besten ermessen durch einen Vergleich zwischen unseren Cultusgemeinden einst und jetzt. Man muss füglich erstaunt sein, wenn man sieht, dass jene, die sich mit Vorliebe die Besten unter uns nennen. deren Führung wir anvertraut sind, deren Ansichten für uns massgebend sein müssen, durch den kläglichen Zerfall unserer Cultusgemeinden noch immer nicht zur Besinnung gebracht werden, dass unsere Gemeinden trotz der Staatshilfe immer mehr verkümmern. Sie sind lange nicht mehr das, was sie einst gewesen. Alle das Judenthum betreffende Fragen, ob religiöser und cultureller, oder politischer und finanzieller Natur, wurden ehedem durch unsere Gemeinden gelöst. All das, was die verschiedenen Vereine und Verbände des modernen Judenthums bezwecken, aber nicht erzielen, was durch alle, zur Regelung der äussern Rechtsverhältnisse der Juden erlassenen Gesetze und Staatsverordnungen nicht erreicht werden kann, die Wahrung der jüdischen Interessen nach Aussen, und ihre Vertretung nach Innen, dies alles bewirkte unter weitaus ungünstigeren socialen und politischen Verhältnissen die Kahal oder Kehillah. Nach verschiedenen Heutungsperioden und Restaurationsversuchen hat sich die Kahal im modernen Judenthume zur Cultusgemeinde ausgebildet. Dieser Name klingt dem modernen Ohre besser, angenehmer, als der alte. Und man kann zu einer alten Firma, die ein neues Schild aushängt auch Vertrauen haben, wenn der Inhaber und das Geschäftsgebahren die alten sind. Das ist aber hier dass schlimme, dass dieser Wechsel sich nicht allein auf den Namen beschränkt. Unsere Cultusgemeinden sind keine Kehilloth, unsere Vorstände keine Parnassim mehr. Denn unsere Vorstände stehen nicht vor, oder nur dort, wo sie schön bescheiden im Hintergrunde stehen sollten. In den seltensten Fällen führt die Liebe zum Judenthume, das Streben, für dessen altehrwürdige Institutionen etwas zu leisten, die modernen Vorstände an die Spitze der Gemeinden. Alle Ehre den Ausnahmen — das elende sich überall breitmachende Streberthum unserer Zeit, persönliche Ambitionen und erbärmliche Cliquewirthschaft, ebnen heutzu-

tage den Weg zu unseren curulischen Stühlen. Aus der Verbindung einer trägen, willenlosen Menge, mit unbefähigten Führern an der Spitze und von einem äusseren Zwange zusammengehalten, konnte nichts besseres erstehen, als das langsam hinsiechende Wesen einer modernen Cultusgemeinde.

Dass unsere Cultusgemeiden auf das religiöse Gefühl des Einzelnen mitunter schädlich wirken können, ist bei jenen Juden zu beobachten, die nach jahrzehntelanger Abwesenheit sich wieder in ihrer alten Gemeinde ansiedeln. Sie haben, in judenreinen Gegenden lebend, ihr Judenthum auch rein erhalten, wie sie es von ihren Vätern überkommen haben. Sie bringen und brachten jene Opfer, die das Judenthum dem vereinzelt lebenden Juden auferlegt immer gerne, und nur die Liebe zum Judenthume und der Wunsch, den Rest ihres Lebens jüdisch verbringen zu können, führt sie in ihre Muttermeinde zurück. Diese hat sich aber indessen zur Cultusgemeinde modernisirt, und der Heimkehrende wird von dem Geiste der hier herrscht, beeinflusst. Nicht seine Umgebung wird durch ihn fromm, er macht vielmehr seiner Umgebung Concessionen, die man doch, da sie uns eine Erleichterung gewähren, gerne macht. Und dann, warum sollte er besser sein, als seine Umgebung ist? Man wolle nicht päpstlicher sein, als der Papst.

Man betheiligt sich am jüdischen Gemeindeleben, weil der Staat zwingt, man übernimmt die Ehrenämter die das Judenthum zu vergeben hat aus Polizeizwang auf der einen, Ehrsucht auf der andern Seite, und zwischen diesen beiden hohen Steinmauern soll das Judenthum gedeihen und sich frei entfalten? Licht brauchen wir und freie Luft, keine Zwang und Treibhäuser. Verwöhnte Palmen und verweichlichte Azaleen mögen sich dort wohl befinden, die wettergewohnte, uralte Eiche des Judenthums ist an Wind und Regen gewohnt. Dann gedeiht sie trefflich und entfaltet weithin ihre prächtige Laubkrone.

Gemeindebünde.

Aber auch heute noch, auch in ihrem gegenwärtigen trostlosen Zustande, besitzen unsere Cultusgemeinden eine nicht unerhebliche Kraft, und einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf das moderne Judenthum. Wir können daraus folgern, welch' gewaltige Urkraft den Kehilloth innewohnte, wenn der staatliche Einfluss und der religiöse Indifferentismus nicht im Stande waren, sie aufzubrauchen. Auch heute noch könnten sich unsere Gemeinden, weit über ihren Sprengel hinaus Geltung verschaffen. Sie könnten, wenn sie sich zusammenthäten, im Namen der Gesammtjudenheit sprechen, sie könnten zu sämmtlichen, das moderne Judenthum bewegenden Fragen Stellung nehmen, und könnten als staatlich anerkannte Rechtspersonen ihren Entscheidungen Geltung verschaffen. Ausgerüstet mit dem Staatspatente und mit der eigenen historischen Autorität, könnte ein Bund unserer

Gemeinden, allen Fragen des modernen Judenthums sein Augenmerk zuwenden. Die traurigen Zustände im Innern, die Fragen des Religionsunterrichtes, der Reform, des Gottesdienstes und des gesellschaftlichen Lebens, die höchst beunruhigenden Symptome von Aussen, staatlicher und socialer Antisemitismus, Judenemancipation und Zionismus, könnten in diesem Gemeindebunde von den berufensten Vertretern des Judenthums erwogen und entschieden werden. Dies alles und noch weit mehr könnten unsere Cultusgemeinden, wenn sie nur wollten, aber sie wollen eben nicht. Und wenn sie schon so thun als wollten sie, dann geschieht es nicht in der richtigen Weise.

Vorerst glauben unsere Gemeinden ihre Pflicht erfüllt zu haben, wenn sie die culturellen Bedürfnisse ihrer Gemeindemitglieder befriedigen. Mit ihrem Wirkungskreise ist auch ihr geistiger Horizont abgeschlossen. Bei dem nächsten Dorfe hört er auf. Der deutschjüdische Gemeindebund könnte von der Unfähigkeit oder dem Unwillen der Gemeinden für allgemein jüdische Zwecke einzutreten und beizutragen, eine traurige Geschichte erzählen. Nach einer angestrengten Arbeit von zwei Jahrzehnten, nach endlosem Hin- und Herhandeln, hat es der Bund so weit gebracht, dass er seit einigen Jahren etwas mehr als 600, sämmtlicher Gemeinden Deutschlands zu seinen Mitgliedern zählt. Von diesen betheiligten sich an den Bundestagen, — ich nehme die höchste Zahl des Jahres 1892 — 128 Gemeinden. Die Jahresbeiträge stehen schon seit einer Reihe von Jahren auf der beschämenden Höhe von 10.000 Mark. Soll man diesen, die Thätigkeit des Gemeindebundes in ein lächerliches Licht stellenden Thatsachen noch ein erläuterndes Wort hinzufügen? Eine jede Erläuterung müsste dem Judenthume die Schamröthe in das Gesicht treiben, wir lassen sie daher besser.

Cultussteuer einheben, fromme Stiftungen verwalten, ein paar hergereiste Schnorrer und einheimische Bettler zu unterstützen, wohlgedrechselte Synagogenordnungen zu schaffen, Geschäfts-, Haus-, Gemeinde- und Gott weiss was für andere Ordnungen zu erlassen, darin erschöpft sich die Thätigkeit unserer Gemeinden, und ebenso auch die der Gemeindebunde. Von dieser Froschperspective aus, lassen sich die grossen Fragen des Judenthums nicht umfassen. Die Geschichte des neueren Judenthums wäre nicht ein grosses, unabsehbares, mit Grabhügeln bedecktes Feld, wenn unsere Gemeinden ihre Pflichten erfüllt hätten. Heute ist aber der Gegner schon in unsere Reihen gedrungen, wir werden bald auf das Ghetto zurückgedrängt und dann — vae victis! —

Wo waren nun unsere Cultusgemeinden in dieser langen Reihe von Jahren? Warum vereinigten sie sich nicht, um den Angriffen muthig entgegenzutreten, um dem inneren Verfalle Einhalt zu gebieten? Seitdem sind Jahre verflossen, reich an

der Wühlarbeit der Dunkelmänner und an der eigenen Unthätigkeit. Und wenn die im Drange der Judennoth verachteten Gemeinden Oesterreichs sich nunmehr zu einem Gemeindebunde zusammenthun, dann können wir dieses Unternehmen nicht mehr mit jener freudigen Stimmung begrüssen, als wäre es eine neue Offenbarung. Wir stellen an Gemeindebunde keine grossen Ansprüche mehr, und doch ist es höchst fraglich, ob der in Aussicht genommene Gemeindebund Oesterreichs imstande sein wird, auch diesen bescheidenen Ansprüchen gerecht zu werden? Nicht blos darum, weil schon zu viel Zeit unnütz vergeudet wurde, auch nicht darum, weil wir die Redlichkeit der Männer, die an dieser Gründung theilnehmen, bezweifeln, müssen wir ein Scheitern des Unternehmens befürchten. Wir halten aber dafür, dass ein Verband unserer Cultusgemeinden aus diesen selbst entstehen, vom Kleinen zum Grossen fortschreiten müsste. Ein richtig erfasster und entsprechend organisirter Gemeindebund wäre das einzige, erfolgreiche Mittel, durch welches das Judenthum gerettet werden könnte. Wir werden daher auf den Gemeindebund noch zurückkommen. Die Gründer unserer Gemeindebunde gleichen aber dem Künstler, der einen prunkvollen Rahmen anfertigen lässt, dessen Pracht die Schönheiten und die Wirkung des einzufügenden Bildes zerstört, oder dem Baumeister, der mit dem Baue eines Hauses von Oben beginnt. Vorerst der Grundstein, dann die Mauer und zum Schlusse das Dach — dies ist die einzig vernünftige und mögliche Bauordnung, die auch das moderne Judenthum zu befolgen hat.

Rabbinerfrage.

Nicht nur die politischen, weltlichen Führer, auch die religiösen, geistigen Leiter unserer Gemeinden, auch die Rabbiner haben ihre Zeit verschlafen. Sie setzten sich nicht zur Wehre, als man ihnen ihre Rechte, eins nach dem anderen nahm. Sie liessen es ruhig zu, dass man sie von der Höhe, die sie einst innehatten, zu dem herabdrücke, was sie heute sind, zu Paradepferden des „geregelten“ Gottesdienstes. Mit Pfauenstolz schreiten sie in ihren Talaren hinter ihren stimmbegabten Amtsbrüdern einher, und ahnen es nicht, dass sie da eine klägliche und lächerliche Figur abgeben. Kläglich, weil sie den Untergang einer hervorragenden Institution des Judenthums verkörpern, lächerlich, weil sie auf diese entwürdigende Rolle noch stolz sind und sich so geberden, als ob sie Wunder wie das Niveau des Judenthums gehoben hätten.

Im modernen Judenthum hat sich nun diese Rolle des Rabbiners so tief eingewurzelt, dass man dagegen nichts unternehmen kann. Aber vor fünfzig Jahren hätten die Rabbiner etwas mehr „Standesehre“ besitzen, sie hätten sich gegen diese, ihre Würde und ihr Ansehen schädigende Tendenz auflehnen sollen. Der jüdische Liberalismus gelangte nämlich im gere-

gelten Gottesdienste zum Ausdrucke. Wie überall, war der Liberalismus auch bei uns Juden ein Feind des Pfaffenthumes. Wohl gab es bei uns kein solches, aber die jüdischen Liberalen wollten hinter ihren andersgläubigen Gesinnungsgenossen nicht zurückbleiben. So wurde die Rabbinerfrage ins Leben gerufen, eine Frage, die bis heute nicht gelöst werden konnte.

Es gereicht den geistigen Häuptern des Judenthumes zur grossen Ehre, dass Bildung und Charakter, dass ein sittlicher Lebenswandel und ideale Weltanschauung bei ihnen zur Regel, und das Gegentheil zu den Ausnahmen zählt. Die ungezählten Widerwärtigkeiten, mit welchen dieser Stand zu kämpfen hat, konnte in ihm die Liebe für seinen Beruf nicht ertödten. Ohne Aussicht auf die reichlich entlohnten, mit Ehren überhäuften, unabhängigen Lebensstellungen und Berufsarten des öffentlichen Lebens, ohne Aussicht, je ein Einkommen zu erreichen, das dem eines gutgestellten Rechtsanwaltes oder eines beschäftigten Arztes gleichkäme, widmet der moderne Rabbiner sich einer wissenschaftlichen Laufbahn, auf der es so überaus viel Dornen, und so wenige Rosen zu pflücken gibt. Er treibt Philosophie, studirt Theologie, verlebt seine Jugend in Räumlichkeiten, die nur deshalb nicht an die alten Jeschiboth gemahnen, weil ihre Bauart eine moderne ist. Was aber hier gelehrt wird, ist mit dem Lehrmaterial der Jeschiboth identisch; nur Name und Methode der betreffenden Disciplin haben sich geändert. In dem modernen Theologen steckt der alte Bachur, der nunmehr Philosophie treibt, und statt zu „lernen“, sich mit jüdischer Wissenschaft abgibt. Und wozu? In den Gemeinden, diesen Stätten ihrer dereinstigen Wirksamkeit, stehen sie, was jüdisches Wissen betrifft, ziemlich vereinzelt da. Hie und da trifft sich eine schiffbrüchige Existenz, die sich in ihren unfreiwilligen Musestunden ihrer alten Liebe erinnert, und das soll das Publicum sein, dem er die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Forschung mittheilt. Von den wenigen, ganz grossen Gemeinden abgesehen, herrschen die ziemlich ähnlichen Verhältnisse in allen mittleren Gemeinden. Und da gibt es noch schwärmerische Schwachköpfe oder erblich belastete Tadler, die einer intensiven Pflege der jüdischen Wissenschaft an unseren Rabbinerschulen das Wort reden. Wozu? Ist denn jene Summe jüdischen Wissens, die der moderne Rabbiner mit sich bringt, für die Bedürfnisse seiner Gemeinde nicht hinreichend? Wohl sollen Wissenschaft und Studium nicht nach kleinlichen, praktischen Gesichtspunkten beurtheilt werden, man lerne um zu wissen, man lernt aber, und zwar nach echter, altjüdischer Auffassung, auch um zu lehren. Die Wissenschaft ist ein Licht, das leuchtet, nicht weil es will, sondern weil es muss. Man hat das Bedürfniss, das in sich aufgenommene auch anderen mitzutheilen, denn nur so hat das Studium einer unpraktischen Wissenschaft in einem productiven Staatsorganismus ihre Berechtigung.

Wem soll nun der moderne Rabbiner die Ergebnisse seiner Forschung mittheilen, wenn er in seiner Umgebung nie manden findet, der hiefür Sinn hat? Etwa einem Fachblatte? Vielleicht scheut er die Oeffentlichkeit, vielleicht gehört er zu jenen Naturen, denen die Gabe des unmittelbar belehrenden Wortes zur Verfügung stehet, denen aber die Fähigkeit, die Feder gewandt zu führen, nicht gegeben ist. Vielleicht findet er, dass der Gesichtskreis eines jüdischen Fachblattes nicht genügend weit, und das Blatt selbst nicht gehörig verbreitet ist, um ihm seine Arbeit, das Ergebniss seines Denkens und Forschens anzuvertrauen? Man komme ihm ja nicht mit der Bescheidenheit, denn auch diese hat ihre Grenzen. Besonders dort, wo man zu der Ueberzeugung gelangt, dass man ein Gebiet pflegt, auf welchem weder Lohn noch Erkenntlichkeit blühen. Wird doch, was für einen Rabbiner das Heiligste sein muss, Geschichte und Wissenschaft des Judenthumes von der Tagespresse, diesem fünften Rade im Karren der Grossmächte, todtgeschwiegen!

Bleibt ihm also der enge Kreis, in welchem er leben muss. Fände er hier jene Anerkennung, die den Thatendrang und die Schaffensfreude weckt, dann wäre wohl seine Lage noch immer traurig, sie wäre aber nicht trostlos. Wenn seine Arbeiten, für welche unsere Zeit keinen materiellen Lohn zu vergeben hat, wenigstens eine moralische Belohnung fänden, wenn die Fülle seines Wissens und die Ehrlichkeit seines Wollens wenigstens die Grundlage böten für die allgemeine Achtung der er sich zu erfreuen hätte, er möchte sich als Mann, der nicht nach eitel Popularität hascht, zufrieden geben. Er muss aber einen ewigen Kampf führen. Nicht den edlen Kampf der Prinzipien, der uns zu begeistern vermag, sondern einen unablässigen Guerillakapf gegen Neid, Missgunst, Verdächtigung und kleinliche Bosheit. Nicht mit ehrlichen Waffen, nein, mit Nadelstichen wird da gekämpft, der Feind greift nicht mit offenem Visir muthig an, er lauert im Hinterhalte und kämpft mit der ganze Tücke der Feiglinge. Offene, ehrliche Feinde ertrüge er schon, aber diese doppelzüngigen, höflich lächelnden Heuchler, sind ihm verhasst, je tiefer sie sich ducken, je mehr. Ja, er darf sich mit diesen Gegnern nicht einmal in einen Kampf einlassen, ohne an Selbstachtung zu verlieren.

Ist er, wie ein Seelsorger sein soll, fromm, bescheiden, friedliebend und grundgelehrt, läst er sich die sittlich-religiöse Erziehung der Jugend angelegen sein, opfert er dieser seine Zeit und seine Kraft, verkündet er in formvollendeten Reden das Gotteswort, setzt er sich in Wort und Schrift mit heiligem Eifer für das Judenthum ein, dann erfüllt er nur seine Pflicht, und es gebührt ihm hiefür auch nicht der geringste Dank. Wehe aber, wenn sein Streben und Wirken vom Volke nicht verstanden wird. Er kann dann auf Schritt und Tritt einer verachtenden Gehässigkeit gewiss sein, die umso tiefer empfun-

den wird, als sie von Leuten ausgehet, die so tief unter ihm stehen, dass sie nicht einmal die Motive seiner Handlungen zu beurtheilen in der Lage sind. Wohl müssen auch andere, akademisch gebildete Männer die Launen des Publikums ertragen, so viel aber wie der moderne Rabbiner, haben sie darunter nicht zu leiden.

Es gäbe, um das Volk und den Rabbiner einander näher zu bringen nur einen einzigen Weg, die Hebung der Volksbildung und der allgemeinen Intelligenz. Statt dessen hören wir das Verlangen laut werden, dass das Bildungsniveau der Rabbinen herabgedrückt werde. Es heist, das Judenthum brauche Rabbinen, nicht Doctores. Soll also dieser Forderung Rechnung getragen werden? Soll den profanen Wissenschaften in dem Lehrplane unserer Rabbinerschulen ein geringerer Raum zugewiesen, und statt dessen Pastoraltheologie umso eifriger getrieben werden? „Es gibt — hat einmal ein geistvoller Deutsche gesagt — keinen Unsinn, für welchen ein deutscher Professor nicht ein System schaffen könnte," und es gibt keine Dummheit die in unseren Reihen nicht ihre Wortführer fände, wenn es sich um die Rabbinerfrage handelt.

Abgesehen davon, dass eine jüdisehe Pastoraltheologie als Disciplin, schon infolge unserer inneren Zerfahrencheit nicht gut denkbar ist, wäre sie schon darum unmöglich, weil das religiöse Leben des Judenthumes nicht nach Schablonen geordnet werden kann. Wir Juden sind nämlich auch im religiösen Leben Individuen. mit den scharf ausgeprägten Merkmalen von solchen. Zudem lassen sich unsere Gemeinden bei ihrem stark ausgebildeten autonomen Charakter, nicht in die Zwangsjacke einer religiösen Uniform stecken. Es müsste also eine jüdische Pastoraltheologie nicht nur für jede Gemeinde, sondern für jeden Juden besonders geschrieben werden. —

Kann also in der Ausbildung der modernen Rabbinen keine neue Richtung eingeschlagen werden, so ist es noch viel weniger angezeigt, ihr Bildungsniveau tiefer zu drücken. Der Rabbiner der Gegenwart ist aus den Bedürfnissen der Zeit hervorgegangen, er muss daher ihnen gerecht werden. Diese zeigen uns aber ein Wachsthum von Wissen und Bildung. In den seligen Zeiten der Judenviertel, brauchte der Rabbiner nur auf dem friedlichen Meere das Talmud umherzuplätschern, dann konnte die Welt mit ihm, und er mit ihr zufrieden sein. Trotz der oft rauhen Wirklichkeit, lebten die Juden zu jener Zeit in einer erträumten Welt, die sie sich in ihrer Phantasie zurechtgelegt hatten. Es soll ja nicht geleugnet worden, dass das Judenthum dieser eingebildeten Welt, die aus dem jüdischem Schriftthume hervorging, unendlich viel zu verdanken hat, allein die Dankbarkeit für die Vergangenheit, darf in uns das Verständniss für die Gegenwart nicht ertödten. Als mit der Emancipation der Juden ihre äussere Lage eine bessere, eine

erträgliche wurde, und sie nicht mehr gezwungen waren sich an die Phantasie zu wenden, da erweiterte sich ihr bisher ziemlich beschränkter Gesichtskreis, ihre Einseitigkeit wich einem regen Interesse für alles, und die Wissenschaft und allgemeine Bildung hielten ihren Einzug in das, bisher ausschliesslich vom Talmud beherrschte Judenviertel. Die Juden wurden aber nicht blosse Nutzniesser, sondern emsige Mitarbeiter der modernen Cultur. Durch den Geist der Neuzeit wurde ihr Geistesleben vom Grunde aus umgstaltet, sie kleideten sich, dachten und sprachen so wie ihre Umgebung, ihnen konnte der im rabbinischen und talmudischen Wissen zwar hochgelehrte, aber sonst ungebildete Rabbiner nicht mehr genügen. Sie wollten einen Seelsorger, der ihnen geistesverwandt war, er sollte eine Sprache führen, die sie verstanden. Aber den Muth, auch das religiöse Leben vom Grunde aus umzugestalten, besassen die modernen Juden nicht. Die Gebete, Ceremonien, Sitten und Gebräuche des religiösen Lebens, der ganze Kram, den man für das Judenthum hielt, der aber nichts anderes war, als die verunstaltete äussere Form, in welche eine Jahrtausende alte Abschliessung und ein uralter Druck den Geist des Judenthumes gezwängt, wurden in das neue Leben mit herüber genommen. Ein Stück Ghetto steckte auch in den Gliedern des modernen Judenthumes, das religiöse Leben wurde nicht in dem Verhältnisse umgestaltet, in welchem das geistige und gesellschaftliche Leben sich verändert hatten. So kam es, dass „der Zopf, der ehemals hinten hieng, jetzt unter der Nase hängt.“ Der moderne Gottesdienst war seinem Wesen nach derselbe, wie der Gottesdienst des Ghettos, nur dass er sich modern kleiden und nach den Orgelpfeifen tanzen musste. Der ganze Wust der alten Gebete, Selichoth und Pijjutim wurde beibehalten, er wurde nur in modern gebundenen Gebetbüchern und Machsorim unterbracht. Halbheit war alles in der sogenannten religiösen Verjüngung Israels, Halbheit auch der moderne Rabbiner, dieses Gemisch von altjüdischer Theologie und modernem Wissen. Und nun soll man sein Bildungsniveau tiefer drücken, ihn in neue, dem Zeitgeiste widersprechende Bahnen lenken, statt das religiöse und intellectuelle Niveau des Gesammtjudenthums zu heben! Eine verkehrtere Richtung als diese, hatte das Judenthum nie zu verzeichnen.

Die Reform.

Was allgemeine Bildung und modernes Wissen betrifft, stehet der Rabbiner von heute hinter seinen Vorgängern gewiss nicht zurück, er ist ihnen sogar in diesen Punkten entschieden überlegen. Es ist wahr, dass der moderne Rabbinerstand keinen Zunz oder Geiger, keinen Jost oder Grätz aufzuweisen hat. Aber auch die Zeit ist nicht darnach. Der Ruhm des Entdeckers ist immer grösser als der eines gewissenhaften Forschers. Man urtheilt nur nach Erfolgen, wer diese nicht aufzuweisen ver-

mag, hat auf die Anerkennung seiner Zeitgenossen keinen Anspruch. Was jene Bahnbrecher des modernen Israel gross gemacht hat, war die reformistische Thätigkeit auf wissenschaftlichem und religiösem Gebiete. Man überschätzt aber ihre Verdienste, so man sie als Väter und Urheber jener Reform bezeichnet. Diese lässt sich von einem Einzelnen, mag seine Thatkraft noch so gross, sein Wissen noch so umfassend sein, nicht bestimmen. Sie kommt nur dann zur Geltung, wenn das Bedürfniss nach ihr vorhanden ist. Also waren jene grossen Reformer nicht die Väter, sondern die Geburtshelfer der Reform. Wäre das Bedürfniss nach ihr in unseren Reihen vorhanden, und wäre dieses Verlangen heute noch so mächtig, wie es in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts war, man fände sicherlich unter den modernen Rabbinen berufene Vertreter dieser Geistesrichtung. Aber dieses Verlangen lebt nicht in uns, denn wir haben uns überzeugt, dass die Hoffnungen, die wir auf die Reform gesetzt, trügerisch waren. Sie hat das, was sie versprach nicht verwirklicht, sie hat uns politisch betrogen und religiös ernüchtert. Man dachte, dass sie jenem bedrohlichen Abbröckelungsprocesse, der im modernen Judenthume auftrat, Einhalt gebieten, dass sie uns einigen, und zu einer politisch kraftvollen Partei machen werde. Man hoffte, dass die, durch das sociale Leben und die Erwerbsverhältnisse der Gegenwart entvölkerten Synagogen sich neu füllen, das im modernen Judenthume ersterbende religiöse Gefühl sich wieder beleben, und bei den, durch die Reform erleuchteten modernen Juden das jüdische Bewusstsein neu erwachen werde. All diese Hoffnungen erwiesen sich als falsch. Die Reform konnte das Judenthum nicht retten, weil sie nicht den Muth besass bis zum Wesen des Judenthums vorzudringen. Der religiöse Indifferentismus nimmt auch in den Reihen der Reformer in erschreckender Weise zu, und auch die Rabbinen der Reformgemeinden haben sich wegen einer allzu starken Ueberfüllung ihrer Bethäuser nicht zu beklagen. Nur in den ersten Jahren ihres Bestandes konnte die Reform Erfolge erzielen. Als sie noch nagelneu aus der Fabrik kam, und schön sauber adjustirt war, als man mit ihr noch Staat machen, und mit dem in christlicher Art gebundenen Gebetbuche am Sonntag schön andächtig ins Gotteshaus gehen, und vielleicht gar für einen gläubigen Christen gehalten werden konnte, da hatte die Reform zahlreiche Anhänger. Als man aber nach Jahren die Erfahrung machte, dass der Antisemitismus auch bei dem Sonntagsjuden keine Ausnahme zulässt, als das schöne, mit einem grossen Kostenaufwande inscenirte reformistische Feuerwerk verpuffte, und es dann wieder dunkel ward, und eine beängstigende Finsterniss das ganze Judenthum umfing, da kam die Ernüchterung. Das Wort Reform galt nicht mehr als Lockruf für einfältige Gimpel, diese erkannten die Falle und wichen ihr im weiten Bogen aus.

Eine oberflächliche Reform brachte dem Judenthume keinen Nutzen. Zu einer gründlichen konnte man sich aber nicht aufraffen, denn es stand zu befürchten, ob bei einer solchen vom Judenthume etwas mehr übrig bliebe als der blosse Name. Nur knechtische Kriecherei und erbärmliche Liebedienerei konnten jene Erleichterungen sanctioniren, die man sich schon ohnedies gewährte, nur diese verdünnte das Judenthum zu jenem wässerigen, mark- und kraftlosen Etwas, als welches sich das sogenannte Reformjudenthum darstellt. Dieses besitzt nicht mehr das, was das alte Judenthum trotz seiner Herbheit und Entstellung besass, nämlich Charakter und Mission.

Wurde aber durch dieses Entgegenkommen das Bedürfniss der reformsüchtigen Juden befriedigt? Kaum! Denn dieses Verlangen nach Reform hat in dem Scepticismus, der im modernen Judenthume herrscht, seine Wurzeln. Ihrer Natur nach verlangt aber die Skepsis keine Reform, sondern die Abschaffung der religiösen Gebräuche. Ein nach protestantischer Façon zugeschnittenes Judenthum entspricht ihr weit weniger als das alte. Nicht die Milderung, sie wünscht die Beseitigung des Ritus. Der Sabbath ist ihr auch am Sonntag verhasst, sie wünscht nicht einmal einen abgekürzten und fahrplanmässig organisirten Gottesdienst. Am liebsten möchte sie mit diesem ganzen Verdummungsapparat — denn für sie bedeutet die Religion nichts anderes — aufräumen. Die Skepsis ist ungläubig, wie könnte sie die Reform zum Glauben zurückführen? Gilt doch von den Reformern das Wort Feuerbach's „in dem Momente, da die Religion zu reflectiren beginnt, da sie frägt, was soll ich thun um selig zu werden, hört sie auf, Religion zu sein." Es ist wahr, dass die Religion wesentlich ein praktisches Verhalten sei, sie soll es aber unbewusst und nicht meditirend sein. —

Mochten auch die Reformrabbinen beim Beginne dieser Bewegung nur das Wohl des Judenthumes gewollt haben, leiten liessen sie sich trotzdem von dem Beifall der Menge, dieser ist aber, wie Schopenhauer bemerkt, ebenso prostituirt, wie ihr Tadel nichts zu bedeuten hat. Man dachte durch eine grössere Connivenz, durch ein weiteres Entgegenkommen, durch ein Preisgeben scheinbar unbedeutender religiöser Positionen, diese Bewegung meistern zu können. Sie liess sich aber nicht bezähmen, sie ging vielmehr mit ihren Bändigern durch. Das ist eben das Charakteristische von derlei Tendenzen, dass sie sich weder am Anfang noch am Ende irgend einer Autorität unterordnen. Wäre eine solche vorhanden, besässen wir ein Forum, das in religiösen Fragen eine Entscheidung zu fällen befugt ist, dann wäre die jüdische Reform eine Reform des Judenthumes geworden. So aber ist sie ein, nach protestantischem Muster zugestutztes Ceremoniell, das einstens vielleicht Judenthum war, es aber nie wieder werden wird.

Wissenschaft des Judenthums.

Ein grosses Verdienst kann aber der Reform nicht abgesprochen werden. Hervorgegangen aus der erneuten Pflege jüdischer Wissenschaft, hat sie diese in ein System gebracht und ihre Pflege gefördert. Die Forschung auf jüdisch-wissenschaftlichem Gebiete, die Veröffentlichung von Werken über jüdische Wissenschaft, die Gründung von Zeitschriften, mit einem Worte, das rege Leben auf wissenschaftlichem Gebiete dies alles stammt aus der Zeit der Reform. Mit dem Namen jener Männer, die eine religiöse Reform angebahnt haben, ist zum grossen Theile auch jene Geistesarbeit verbunden, die die jüdische Wissenschaft geleistet. Aber, wie einem jeden Menschenwerke, so haften auch der jüdischen Wissenschaft einige Fehler an, die nicht in ihrer, sondern in der Natur derer liegen, die sich mit ihr befassen. In ihren Vertretern erscheint die Wissenschaft des Judenthums mitunter kleinlich, sie treiben mit der ernsthaftesten Miene der Welt eine läppische Haarspalterei. Textkritik der mittelalterlichen Religionsphilosophen, die Infiliation verschiedener Manuskripte, „wissenschaftliche Verwerthung" völlig werthloser Briefe, Biographien unbedeutender Männer, posthume Apotheosen jüdischer Schriftsteller, deren Lebenswerk in einigen Zeilen geschildert werden könnte, solche und ähnliche Blüthen trägt heute die jüdische Wissenschaft. Hunderte von Dissertationen und Arbeiten, die kaum die Druckerschwärze verdienen, machen sich breit auf den Strassen der jüdischen Wissenschaft, und gemahnen uns an die alte Fabel vom Frosche, der sich gerne zur Grösse einer Kuh aufblasen wollte. Und die jüdische Wissenschaft kann noch von Glück reden, dass es ihr nicht so ergeht, wie besagtem Frosche. In ihrer überwiegenden Mehrheit besitzen diese Arbeiten weder einen historischen noch einen literarischen Werth, und können auf den Titel einer bedeutsamen Geistesarbeit keinen Anspruch erheben.

Die Deutung einer schwierigen Bibelstelle, die Erklärung einer dunklen, talmudischen Relation, kann mitunter archäologisches, geschichtliches, und wird immer ein wissenschaftliches Interrese besitzen. Hier sind auch die kleinsten Beiträge werthvoll, man wird sie als Material bei der Aufführung eines Baues verwenden können. Wenn aber aus dem alten Kram eines Dachbodens ein Bettelbrief aufgestöbert, aus den entlegenen Fascikeln irgend eines Provinzarchivs ein Kauf- oder Miethvertrag hervorgeholt, oder eine Contributionsverordnung eines mittelalterlichen Machthabers aus dem wohlverdienten Ruhestande ans Licht gezogen und flugs veröffentlicht wird, dann muss man sich billig fragen, was denn dieser ganze Plunder mit der jüdischen Wissenschaft zu schaffen hat, und wie der Bau aussehen wird, der aus diesem Material aufgeführt werden soll. Nicht alles was der Vergangenheit angehört ist wissenswerth, und nicht eine jede Begebenheit, über welche

die Jahrhunderte den Nebelschleier der Vergessenheit gespannt, verträgt die Sonnenstrahlen der Gegenwart. Die Thatsachen, die uns die Jahrhunderte verschweigen, bleiben besser verschollen. Es ist aber Sems Art ganz und gar nicht, die Blösse seines Vaters aus blosser Neugierde schauen zu wollen.

In anderen Beziehungen bietet uns hinwieder der Anblick unserer Wissenschaft auch erfreuliche Momente. Wir müssen die ihr eigene Urkraft bewundern, wenn wir sehen, dass dieser ganze Wust lächerlicher Kleinkrämerei sie nicht erdrücken konnte, dass sie trotz dieser Parasiten immer frische Blüthen ansetzt. Wir haben schon den Vorwurf, dass es unter den Jüngern der jüdischen Wissenschaft keinen Grätz oder Zunz gibt, gehört. Nur vergesse man nicht, dass die Aufgaben, welche unserer Wissenschaft in der nächsten Zukunft harren, keine Riesenkraft erfordern. Denn die Geschichte unseres Volkes ist bereits geschrieben mit einer Classicität, um welche uns andere Völker, die für ähnliche Arbeiten Ehren und Belohnungen zu vergeben haben, beneiden könnten. Die grossen, allgemeinen Probleme der jüdischen Wissenschaft sind schon zumeist gelöst, nun beginnt die Kleinarbeit der Specialisten. Es lässt sich darüber, wer das Wesen des Wassers besser kennt, ob der Chemiker, der es zersetzt oder der Schiffer der es bezwingt, nicht streiten. Beide kennen es nach ihrer Art.

Auch da zeigt uns die jüdische Wissenschaft einen, mit der allgemeinen Cultur verwandten Zug. Rechtswissenschaft und Heilkunde leben auch im Zeitalter der Specialisten. Es ist aber noch Niemandem eingefallen, darob Klage zu führen. Unsere Zeit producirt eine grössere Menge Intelligenz, das Gebiet des Wissens hat sich nicht in dem Verhältnisse erweitert, als die Zahl ihrer Forscher sich vermehrt hat. Der Lehrsatz Malthus, dass die Menschen in geometrischer, ihre Nährwerthe in arithmetischer Progression sich vermehren, trifft auf geistigem Gebiete zu. Das Bild, das sich uns nun darbietet, ist folgendes: In einem Garten, dessen Dimensionen sich nicht bedeutend vergrössert haben, arbeitet heute die vier- oder fünffache Zahl von Händen, die darin ehemals beschäftigt gewesen. Wollen diese alle Beschäftigung haben, dann müssen sie sich auf engere Wirkungskreise beschränken. Man ist in der glücklichen Lage, einer jeden Pflanze dieses Gartens die ungetheilte Aufmerksamkeit eines Arbeiters zutheilen zu können. Dieser angestrengten, einem einzigen Wissenszweige zugewandten wissenschaftlichen Thätigkeit kann es gelingen, solche Ergebnisse zu erlangen, die bisher unbekannt geblieben sind. Wer sein Augenmerk nur den grossen, allgemeinen Fragen zuwendet, der wird wohl das Besondere auch nicht übersehen, er wird aber die stillen, unauffälligen und doch bedeutenden Vorgänge der Einzelnwesen nicht beobachten können. Dann aber hängt die Bedeutung eines wissenschaftlichen Resultates

nicht von der Dimension des Gegenstandes ab, auf welchen es sich bezieht. Die Lehre von den Atomen, und die Entdeckung der Mikroben wiegt, so klein auch diese Körperchen an sich sein mögen, viele andere Entdeckungen auf. Selbst auf diesem Gebiete gibt es dann eine unabsehbare Zahl von kleineren Gebieten, deren Pflege ein grosses, wissenschaftliches Interesse beanspruchen darf. Statt uns zu freuen, dass wir auf allen Wissensgebieten über eine hinlängliche Zahl von Arbeitskräften verfügen, klagt man laut, dass man mitunter den Details einen ganzen Menschen zuwendet. Mag dieser Theil noch so klein sein, er verdient schon die Aufmerksamkeit, wenn er nur nicht unbedeutend ist. Dafür, dass die vorausgegangenen Geschlechter die grossen Probleme auch unserer Wissenschaft bereits gelöst haben, wird uns kein vernünftiger Mensch verantwortlich machen können. „Haben doch auch die Dichter der Vergangenheit, die Dichter der Zukunft bestohlen."

Doch haben die Tadler, die uns den Mangel grosser, bedeutsamer Leistungen vorwerfen in einem Punkte recht. Das Gebiet des Bibelstudiums wird von unseren Gelehrten gar zu spärlich bebaut. Und doch wuchs aus diesem Gebiete unsere Siegespalme. Die Bibel ist die grosse, weltgeschichtliche Leistung Israels. Es ist daher umso auffallender, dass unsere Forscher der Bibel gegenüber sich sehr kühl, fast ablehnend, verhalten. Es ist aber auch betrübend zu sehen, mit welcher Leichtfertigkeit dies Gebiet vernachlässigt wird. Da ist die protestantische Theologie weit vernünftiger. Sie hat sich auf dem Gebiete der Bibelforschung breit gemacht. In ihrer hausbackenen Spiessbürgerart geberdet sie sich so, als ob sie di Bibel offenbart, zumindest aber, als ob sie sie entdeckt hätte.

Die Vernachlässigung der Bibelstudien ist aber kein neuer Zug im Judenthum. Von der Fülle der Geistesthätigkeit, welche die Juden seit jeher entfaltet, kam nur ein geringer Theil der Bibel zugute. Es sei denn, man wollte die talmudisch-rabbinischen Studien als solche betrachten. Wohl heisst es, dass das talmudische Schriftthum die auf mündlicher Ueberlieferung ruhende, geoffenbarte Lehre ist. So aber, wie Maimûni und mit ihm die strenggläubigen Richtungen aller Zeiten dies deuten, als eine mit der schriftlichen Lehre gleichzeitig ergangene mündliche Ueberlieferung, die am Sinai erging, so dürfte der Talmud heutzutage nur selten aufgefasst werden. In einer Zeit, in welcher die zersetzende kritische Thätigkeit bestrebt ist, die Bibel in ihre Bestandtheile zu zerlegen, in welcher die zeitliche und örtliche Einheit des Pentateuchs längst nicht mehr anerkannt wird, in welcher die rationelle Exegese selbst die Thatsache der Offenbarung auf vernünftige Weise zu erklären sucht, in einer solchen Zeit ist es nicht gut möglich, die Theorie von einer auf Mose zurückgehenden mündlichen Ueberlieferung aufrecht zu erhalten. Ist aber der

Talmud nur ein Sohn der Bibel und nicht ihr gleichwerthiger und gleichberechtigter Bruder, dann kann nicht mehr behauptet werden, dass die Pflege talmudischer Wissenschaft auch eine Förderung der Bibelstudien bedeutet. Diese werden in unseren Reihen nach wie vor vernachlässigt. Möglich, dass dies im Wesen des rabbinischen Judenthums seinen Grund hat. Man bezeichnet dieses gerne als eine festgesetzte, durch Normen und Grundsätze ein- für allemal fixirte Religion. Keine Vorschrift, und sei sie noch so unbedeutend, keine Anordnung, und wurzelte sie selbst im Aberglauben, darf — nach Ansicht einer starren Orthodoxie — geändert, oder den geänderten Verhältnissen angepasst werden. Das Judenthum wäre also eine exacte Religion. Nun ist aber die Bibel eine ständige Gefahr für einen jeden fixirten, gebundenen Glauben. Sie lässt sich in keine dogmatischen Ketten legen, sie lässt sich nicht in die Fesseln eines engen Confessionalismus zwängen. So weit das Leben, reicht ihre Grenze, alle Religionen eines strengen Monotheismus nähren sich aus ihrem Boden, ihre Wohnstätte ist die Welt. Israel ist zwar ihr Eigenthümer, aber nicht ihr Herr, der sie beherrscht. Sie hat schon häufig genug neue Religionen gegründet, mit dem Christenthume hat sie dem Judenthume blutige Wunden geschlagen, die allmächtige Kirche erbebte, als ihr, auf dem Gipfelpunkte ihrer Macht, aus deutschen Landen das gewaltige Bibelwort entgegengeschleudert wurde. Einige Wurzeln des Islam nähren sich aus biblischem Boden, das Karäerthum kann noch immer fortvegetiren, weil es auf biblischem Standpunkte zu stehen vorgibt. Die Wechselwirkung zwischen der Bibel und dem modernen Leben ist eine viel mannigfaltigere, als man gewöhnlich annimmt, und ist auch in der Vernachlässigung biblischer Studien seitens des rabbinischen Judenthums zu beobachten.

Orthodoxie.

Die Bibel beeinflusst zwar noch immer alle Confessionen des Monotheismus, aber keine einzige von ihnen steht mehr auf streng biblischem Boden. Auch die verschiedenen Schattirungen des Judenthums nicht, am allerwenigsten die Orthodoxie. Die religiösen Richtungen innerhalb des modernen Judenthums sind durch Zeit- und Ortsverhältnisse bedingte Fort- und Neubildungen des biblischen Judenthums. Unter diesen sind aber die Orthodoxen dem Geiste der Bibel am meisten entfernt. Trotzdem herrscht merkwürdiger Weise auch in den Reihen des fortschrittlichen Judenthums die Ansicht vor, dass die Orthodoxen die einzigen Depositare des richtigen Glaubens sind. Ein ungebildeter und bildungsfeindlicher Orthodoxe, dessen Urtheilskraft durch vielfachen Aberglauben geschwächt und irregeführt wurde, schaut mit einer Art souveräner Verachtung auf den Fortschrittsjuden herab. Ist er doch der patentirte Träger des richtigen Glaubens, als

welcher er doch auch von vielen Fortschrittsjuden anerkannt wird. Denn es gibt unter diesen einige, die vor den Finsterlingen des Glaubens ihre Reverenz machen zu sollen glauben. Sie begegnen sich darin mit den Gegnern des Judenthums, die es urbi et orbi bekennen, dass ihre Feindschaft nicht gegen den strenggläubigen, sondern nur gegen den Fortschrittsjuden gerichtet ist, der nicht einfältig genug ist, sich im Wettbewerb des Lebens von seinem arischen Nebenbuhler fortdrängen zu lassen. Dieses Zusammentreffen antisemitischer Bauernfängerei mit fortschrittlicher Charakterschwäche vor den zusammenstürzenden Ghettomauern des orthodoxen Judenthums, sollte unsere Orthodoxie stutzig machen. Eine Ehrenmedaille, die der Antisemitismus der Orthodoxie an die Brust heftet, scheint durch Verrath am Judenthum erlangt zu sein. Es muss also in dieser religiösen Richtung eine Gefahr für unsere Zukunft liegen. Die Orthodoxie, wie sie heute beschaffen ist, taugt nicht für den Lebenskampf, der uns in der Zukunft bevorsteht, sie leidet an Altersschwäche, und wird sich nie erholen. Nur weil sie nicht gefährlich ist, erfreut sie sich der hochmögenden antisemitischen Patronanz.

Es wurde schon bemerkt, dass die Orthodoxie das Judenthum, wie sie es versteht, als eine exacte Religion betrachtet. Nun ist aber das Judenthum keine abgeschlossene, sie ist vielmehr eine sich stetig entwickelnde Religion. Nur so konnte es sich immer mit seiner Zeit verständigen. Nicht sich vor ihr beugen, aber auch nicht mit ihr in Widerspruch gerathen. Orthodoxen, in dem Sinne der ausschliesslichen Besitzer des rechten Glaubens, mit welchem verglichen alle anderen Richtungen falsch waren, gab es bei uns nicht. Nur so konnte das Judenthum seine ausgesprochen nationale Färbung zeitweilig ablegen, und mit den Nationen, in deren Mitte es leben musste, sich eins fühlen. Darum konnte der Jude ein Deutscher sein in Deutschland, und in Frankreich ein Franzose. Er hat auch in seiner neuen Umgebung das religiöse Moment nicht aufgegeben, sonst gäbe es heute keine Juden mehr. In dieser fortgesetzten, natürlichen Entwicklung liegt der Lebensnerv des Judenthums. Halten wir aber die Entwicklung des Judenthums auf, hindern wir es in seinem Fortschritte, stehen wir auf dem Standpunkte, dass es im Besitze der richtigen religiösen Anschauung sich befindend, nunmehr stehen bleiben kann, dann führen wir durch diesen Stillstand seinen Tod herbei. Das Judenthum ist nämlich kein blosser Glaube. Keine Institution, welche man dreimal im Leben zu spüren bekommt, bei der Geburt, bei der Heirat und bei dem Tode. Wir besitzen keine Religion, die sich in das hochaufstrebende Gewölbe einer Cathedrale sperren liesse. Nicht unser Glaube, unser Leben muss jüdisch sein. Aber wohlgemerkt! Nicht das öffentliche oder politische Leben verlangt es, dass wir unser Judenthum bethätigen, denn es gibt keine

jüdisch-clericale Strömung des öffentlichen Lebens. Aber fast alle Aeusserungen des privaten Lebens, fast eine jede natürliche Function unseres Organismus, ist durch religiöse Vorschriften gebunden. Und sowie die Bedingungen des Lebens sich von Tag zu Tag ändern, indes das Wesen des Menschen dasselbe bleibt, so ändern sich die Formen des Judenthums nach zeitlichen und örtlichen Bedürfnissen, indes sein Wesen dasselbe bleibt. An diesen Formen hält unsere Orthodoxie mit starrer, zäher Energie fest. Wir verwerfen diese Formen nicht nur, weil sie abgeschmackt und mitunter verletzend sind, wir müssen sie vernachlässigen, weil sie uns nicht selten in unseren freien Bewegungen hindern. Will das Judenthum seine Agilität und Productionsfähigkeit nicht einbüssen, will es nicht zu einer social minderwerthigen Menschenclasse herabsinken, dann darf es nicht, wie die Orthodoxie es thut, sich die Zwangsjacke der äusseren Formen anlegen. Von einem orthodoxen Gegner, der ihm scheu aus dem Wege gehet, hat der moderne Antisemitismus nichts zu fürchten, darum lobt er ihn. Aber auch unsere freier denkenden Fortschrittler thun sehr unrecht daran, wenn sie der Orthodoxie als der angeblich einzig logischen Form des Judenthums das Wort reden.

Die Wechselwirkung zwischen dem öffentlichen und jüdisch-religiösen Leben ist nur eine der Ursachen, warum die Orthodoxie als eine für das Judenthum entschieden schädliche religiöse Richtung bezeichnet werden muss. Weit gefährlicher ist noch jene andere, die in einem Verkennen des Wesens der Orthodoxie liegt. Man meint gewöhnlich, die Orthodoxen seien Schwärmer und Träumer, die für das praktische Leben keinen Sinn haben. Man kann ihnen daher schon immerhin das Compliment, dass sie die richtige religiöse Richtung im Judenthume verkörpern, machen. Nur vergesse man nicht, dass Schwärmerei und leidenschaftlicher Fanatismus aus demselben Holze geschnitzt sind. Und Fanatiker sind unsere Orthodoxen ebenso, wie ihre Brüder auf christlicher Seite, bereit, die Cultur der Neuzeit zu vernichten, und auf ihren rauchenden Trümmern ein neues Ghetto zu erbauen. Es soll offen herausgesagt werden, die Orthodoxie bildet eine Gefahr für uns, ihr Fortbestand bedroht den des Judenthums. Nicht weil sie das Judenthum in zwei feindliche Lager theilt, in welchen der gegenseitige Hass weit stärker ist als die Erinnerung an die gemeinsame Abstammung, sondern darum, weil sie einerseits die Kräfte des Judenthums nicht zur Geltung gelangen lässt, andererseits darum, weil sie eine Gegnerin der Cultur im allgemeinen und des Fortschrittes im besonderen ist. Nur aus dieser Quelle, gewiss aber nicht aus Hochachtung für orthodoxe Glaubenstreue, stammt jenes Lob, welches unsere Gegner den Orthodoxen spenden. In ein solches Lob sollten aber aufgeklärte Fortschrittsjuden nicht mit einstimmen.

Warum aber ist die Orthodoxie ein Feind des Fortschrittes? Auf diese Frage kann aus unserem Standpunkte damit geantwortet werden, dass diese Feindschaft eine instinctive ist. Die Orthodoxie fühlt es, dass sie vor dem Fortschritte nicht bestehen kann. Aber auch die Orthodoxie selbst ist um eine Antwort nicht verlegen. Durch Fortschritt und Reform, sagt sie, hat das Judenthum viel von seiner ursprünglichen Reinheit eingebüsst. Sie weist auf das zerrüttete Familienleben, auf die Verlotterung der Jugend, auf die Zunahme revolutionärer und socialistischer Ideen in den Massen des Judenthums, auf die wachsende Betheiligung der Juden an solchen Delictskategorien, an welchen sie früher nicht betheiligt waren, auf die grosse Zahl von Taufen und Mischehen unter den Juden hin. Diese betrübenden Momente sind theilweise vorhanden, ihr Zusammenhang mit dem Fortschrittsjudenthume ist aber noch durchaus nicht erwiesen. Man weiss auch, aus welchem Brunnen diese Anklagen geschöpft sind. Aus demselben Brunnen bewässern unsere Clericalen, Christlichsocialen, und wie diese Rückschrittsparteien auch heissen mögen, ihren Acker. Es sind dies dieselben Anklagen, die der ganze Heerbann des Clericalismus gegen die interconfessionelle Schule schleudert. Auch die Methode ist dieselbe. Erscheinungen, die auf ganz andere Ursachen zurückzuführen sind, werden willkührlich mit Thatsachen in Verbindung gebracht, mit welchen sie nichts gemein haben. Aus einem zeitlichen Nebeneinander wird ein logisches Aufeinander gefolgert. Gewiss, diese betrübenden Thatsachen sind vorhanden. Nur stehen sie in keinem, wie immer gearteten Zusammenhange mit dem fortschrittlichen Judenthume. Diese Erscheinungen wären unter den veränderten socialen Zuständen der Gegenwart gewiss auch dann aufgetreten, wenn sich ganz Israel zu der alleinseligmachenden Orthodoxie bekannt hätte.

Jüdisches Familienleben.

Die schwerwiegendste unter diesen Anklagen ist jene von der Abnahme des Familiensinns. Der poetische Glorienschein, der unser Heim ehedem umwob, ist erblasst. Das traute Band, das die Mitglieder der Familie einst innig umschlang, ist gelockert. Das jüdische Haus hat seine bezaubernde Anziehungskraft verloren, es ist nicht mehr der geweihte Zufluchtsort, der uns allein übrig blieb, nachdem die Fluth der neuen Zeit alles verschlang. So die Klage der Orthodoxen, deren Berechtigung auch wir uns nicht verschliessen können. Aber auf das blosse Ehrenwort der Orthodoxen, glauben wir noch immer nicht, dass zwischen dieser Erscheinung und dem Auftreten der reformistischen Bewegung im Judenthume ein mehr als zeitlicher, dass zwischen ihnen ein ursächlicher Zusammenhang besteht. Es gibt sogar bedeutende Nationalökonomen und Moralphilosophen, die der Meinung sind, dass die Lockerung der Familienbande mit religiösen Motiven nichts zu schaffen hat, dass sie einzig und allein auf die Veränderungen im socialen Leben

unserer Zeit zurückzuführen ist. Lästerzungen behaupten sogar, dass es in dieser Beziehung auch im orthodoxen Lager nicht besser bestellt sei als im fortschrittlichen, und dass das Familienleben auch da nicht mehr das ist, was es einst gewesen. Was können die Institutionen des Judenthums, was kann Reform oder Orthodoxie, was kann jüdischer Volksgeist dafür, dass der Zeitgeist ein anderer geworden, dass das Zeitalter des Romanticismus bereits vorbei ist? Wir wollen die trostlosen und beklagenswerthen Zustände, die auf diesem, ehemals blühenden Gebiete des jüdischen Lebens herrschen, nicht in Schutz nehmen. Auch wir, nämlich die fortschrittlich gesinnten Juden beklagen es tief, dass es so gekommen ist, und dass das Judenthum dadurch ein festes Bollwerk verlor. Aber die Klage trübt unseren Blick nicht, sie hindert uns nicht daran, einzusehen, dass nur die Veränderung der allgemeinen Lebensverhältnisse, die Veränderurg des jüdischen Familienlebens herbeigeführt und bewirkt hat. Zu jener Zeit, als der jüdische Mann sich dem Studium widmete und die Besorgung der Geschäfte seiner Frau überliess, oder in jenen Tagen, da die Bedürfnisse des Ghettojuden derart bescheiden waren, dass es nicht schwer hielt sie zu befriedigen, als die Familie für den Juden noch die ganze Welt bedeutete, weil für ihn ausserhalb derselben nur Hass und Spott wuchs, zu jener Zeit konnte die schöne Blüthe des jüdischen Familienlebens sich ungehindert entfalten. Beide Ehegatten trugen dazu das ihrige bei, und das sociale Leben griff in diesen weltvergessenen Kreis eines ungestörten, glücklichen Zusammenlebens nicht störend ein. Das grössere Verdienst kam hiebei der Frau zu.

Es gehört mit zu den Eigenthümlichkeiten der abendländischen Cultur, dass das Christenthum sowohl die Liebe als auch die Frau als sein Monopol betrachtet. Christliche Liebe predigt der von thierischem Hasse erfüllte antisemitische Agitator, und es ist — so sagt man — ein Verdienst des Christenthums, das Weib aus seiner niedrigen, unwürdigen Stellung, in der es sich im Alterthum befand, befreit und ihm eine würdige Rolle eingeräumt zu haben. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auseinandersetzen, in welcher Weise die patristische Literatur und die Scholastiker des Mittelalters die Befreiung des Weibes aufgefasst haben. Dass sie aber die Ehe als einen unreinen Zustand, und das Weib als einen Abzugscanal für unreine Säfte betrachtet haben, ist bezeichnend für das Befreiungswerk des Christenthums. Ja befreit sollten das Weib und die Liebe werden. Jenes aus der Erniedrigung, in welche es durch mönchischen Unverstand gestürzt, diese aus dem Schlamme, in welchen sie durch pfäffischen Hass gezerrt wurde. Und dieses Befreiungswerk wurde vom Judenthume vollzogen. Auch bei uns war der Wirkungskreis der Frau nach Aussen hin beschränkt, ein dogmatisches taceat mulier in eccle-

sia verurtheilte sie aber nicht zu einer demüthigenden Stellung. Zu gottesdienstlichen Handlungen sollte die Frau schon nach den Satzungen der Bibel zugezogen werden, und auch im Talmud finden wir eine Menge von Lehrsätzen und Sentenzen, die dem Weibe zum Nutzen, dem Judenthume zur Ehre gereicht. Hat also das Judenthum das Weib „befreit", so hat es seinerseits der Frau unendlich viel zu verdanken. Die Frau hat das jüdische Familienleben und dadurch das Judenthum selbst erhalten. Die Familie war ihr einziges Sinnen und Sorgen, hier fand sie ihre Befriedigung. Heute sucht sie nicht und findet sie nicht im Hause ihr einziges Glück, wie der Mann, gravitirt auch sie nach Aussen, und hat also zum Zerfall des jüdischen Familienlebens auch ihrerseits beigetragen. Der Jude und die Jüdin als Mitglieder der modernen Gesellschaft, nicht der Fortschritt und die Reform haben das jüdische Familienleben zerstört. Die Bestrebungen der modernen Gesellschaft sind, wie jene der Cäsarenzeit, familienfeindlich, so dass man zu Junggesellensteuer und Kinderprämie seine Zuflucht nimmt. Diese Bestrebungen sind in das jüdische Haus eingedrungen und haben seine Grundlagen erschüttert. Gegen solche unterwühlende und zerstörende Tendenzen wäre die Reform ein weit wirksameres Mittel gewesen, als es die Orthodoxie ist. Was kann man aber thun, wenn orthodoxer Unverstand und gesellschaftliche Uebelstände eine gründliche Reform unseres Familienlebens nahezu unmöglich machen?

Mischehen. Die Klage über Mischehen, die von unseren strenggläubigen Eiferern erhoben wird, ist nicht neu. Die schönen Midjaniterinnen könnten manche Schauermähr von dem Eifer des fanatischen Juden Pinehas erzählen. Die Propheten mit ihrer gewaltig flammenden Beredsamkeit, mussten oft genug gegen Mischehen predigen, und Esra sah sich gezwungen, diesem Uebel durch eine radicale Cur, durch die Trennung der Mischehen zu steuern. So ziehet sich von den biblischen Zeiten durch die Jahrtausende die eine Klage, dass die Reinheit der Race, und die nationale Abgeschiedenheit nicht genug strenge durchgeführt wurden. Ein strenger Sittenrichter des Mittelalters, Salomo Alami, der den Höhestand jüdischer Cultur auf der pyrenäischen Halbinsel kannte, musste seine tadelnde Stimme gegen die stets wachsende Zahl von Mischehen erheben.

Eheliche Abgeschiedenheit kann im Gegensatze zur nationalen, mitunter ein untrügliches Zeichen eines niedrigen Culturzustandes sein. Je höher die Cultur einer Zeit, desto leichter setzt man sich in Ehesachen über confessionelle Bedenken hinweg. Darum hat es der Liberalismus aller Länder als eine seiner wichtigsten Aufgaben betrachtet, die Ehegesetzgebung staatlich zu regeln und sie von confessionellen Rücksichten unabhängig zu machen. Damit sei aber keineswegs den Mischehen das Wort geredet. Die confessionellen Gegensätze sind

in den meisten Fällen so stark, dass sie eine Verschiedenheit der Charakterbildung bedingen. Und wenn auch bei dem Abschlusse einer Mischehe, im Anfange die Stimme des Herzens alle Dissonanzen übertönt, so kann und wird in den meisten Fällen die Ernüchterung nicht ausbleiben. Es gibt auch unstreitig glückliche, und zwar dauernd glückliche Mischehen. Ein statistischer Ausweis lässt sich aber über diese nicht aufstellen, und so sind wir bei der Beurtheilung der Mischehen auf jene Folgerungen angewiesen, die sich aus den volkspsychologischen Verschiedenheiten der Confessionen ergeben.

Aber auch als bestehende Institution, und auch dann nicht, wenn ihre Zahl eine weit grössere wäre als sie ist, auch dann bedeuten die Mischehen keine Gefahr für das Judenthum. Zudem treten sie nur sporadisch, nicht epidemisch auf. So betrug im Jahre 1893 die Zahl der in Oesterreich zwischen Juden und Christen geschlossenen Ehen 69. Auch die Ehestatistik Ungarns, wo die neue Civilehegesetzgebung ein übermässiges Anwachsen der Mischehen befürchten liess, zeigt uns, wie sehr unbegründet diese Befürchtung war, denn dort wankt die Zahl der monatlich abgeschlossenen Mischehen zwischen 30 bis 40, die sich in einer nahen Zukunft erheblich reduciren dürften. Die Landeshauptstadt ist in dieser Zahl mit 40 bis 50% vertreten. Am flachen Lande ist die Zahl der gemischten Ehen eine weitaus geringere, sie ist aber auch in Gegenden mit vorwiegend orthodoxer Bevölkerung anzutreffen. Daraus folgt, dass die Mischehen nicht von der fortschrittlichen Gesinnung der Juden, sondern von den gesellschaftlichen Zuständen ihrer jeweiligen Umgebung bedingt sind. Zudem sind die Ursachen, die zum Abschlusse einer gemischten Ehe führen derart subtiler und rein individueller Art, dass sie weder logisch, noch statistisch controllirt werden können. Die Verschmelzung beider Confessionen, wie die Einen wünschen und die Anderen befürchten, wird diese Institution nicht herbeiführen. Sie ist eine viel zu schwache Brücke für die Kluft, die zwischen Judenthum und Christenthum gähnt. Sie besitzt jene Bedeutung die man ihr beilegt, lange nicht, und man sollte sie weder zu pessimistisch noch allzu optimistisch nehmen. In jener Weise nicht, denn sie bedeutet keine imminente Gefahr für uns, in dieser nicht, denn sie wird unsere Gesundung und die Abschaffung confessioneller Gegensätze nicht herbeiführen.

Jugendliche Verbrecher.

Dass die Verwahrlosung der Jugend von Tag zu Tag zunimmt, und die Zahl junger Verbrecher constant wächst, ist ein Vorwurf, der sich ganz im Gedankenkreise des Clericalismus bewegt. In Preussen und in Oesterreich, in Belgien und in der Schweiz wird von diesem ein heftiger Kampf gegen die interconfessionelle Schule geführt. Er wird überall dort inscenirt, wo der Staat das Recht, den Volksschulunterricht zu ertheilen und zu überwachen, für sich in Anspruch nimmt. Fühlt sich der Clercalismus stark genug, wie beispielsweise in Belgien

oder Oesterreich, dann unternimmt er von Zeit zu Zeit seine Angriffe gegen die Neuschule, bis er endlich siegt. Ist er noch nicht stark genug, dann wird ein grossartiger Verleumdungsapparat in Bewegung gesetzt, Losungsworte, die so gefährlich sind wie giftige Pfeile, werden in die Menge geschleudert, um das Zerstörungswerk zu vollenden. Zu diesen gehört auch das Wort von der verwilderten, verlotterten Jugend. Man hat diese Anschuldigungen an der Hand statistischen Materiales längst widerlegt. Man hat den Beweis erbracht, dass die Zahl jugendlicher Verbrecher nicht in dem Verhältnisse gewachsen ist, als die Bevölkerung zugenommen hat. Dies hindert aber die Clericalen beider Confessionen nicht, ihre Vorwürfe zu wiederholen. Die einen richten sie gegen die Neuschule, die anderen gegen das fortschrittlich gesinnte Judenthum.

Aber der Fortschritt hat nicht die Verlotterung, sondern die Hebung des geistigen und moralischen Niveaus unserer Jugend bewirkt. Der in Freiheit herangewachsene Jude ist nicht mehr scheu oder knechtisch, nicht ängstlich und gebeugt, wie es einst der Ghettobewohner war. Mit seinem erweiterten Blicke, mit seiner grösseren Bildung, mit seiner gereifteren Weltanschauung, sehnt er sich nicht in die enge Judengasse zurück, es zieht ihn vielmehr mächtig hinaus in die Welt, die gross und begehrenswerth ihm erscheint. Sein, durch die moderne Bildung selbständig gewordener Geist, schreckt vor den grossen Problemen der Menschheit auch nicht zurück, er zieht auch die Religion in das Gebiet seines Denkens und Forschens. Dies wird ihm niemand wehren und nicht verargen können. Zudem haben wir Juden die Vernunftsprobe nicht zu scheuen. Hat der ethische Inhalt unseres Glaubens die Geistesblitze eines Spinoza ausgehalten, so wird er auch durch das Zündhölzchenfeuer der Neuschule nicht in Brand gesteckt werden können. Wir dürfen einen höheren Bildungsgrad der Jugend nicht scheuen, wir müssen ihn herbeiwünschen. Denn nur bei einem geistig gebildeten Geschlechte ist die Religion mehr als blosses Lippenwerk scheinheiliger Frömmler, oder als der Atavismus gedankenloser Fanatiker, sie wird die philosophische Ueberzeugung einer religiösen und gleichzeitig intelligenten Menschenclasse. Eine Jugend aber, die in religiösem und moralphilosophischem Geiste erzogen würde, kann nicht der Verlotterung anheimfallen.

Es kann nicht genug bedauert werden, dass der Sinn für die angestammte Religion bei unserer Jugend nicht vorhanden ist. Auch das ist beklagenswerth, dass das Verständnis für die Ideale unseres Glaubens immer seltener wird. In dieser Beziehung ist auch die reformistische Bewegung nicht von aller Schuld freizusprechen. Angesteckt von dem Freidenkerthum, das damals in der Luft lag, wollte sie auch die confessionelle Scheidewand, die uns von den anderen Bürgern trennte, nieder-

reissen. Nur als sie ihre Mauern fast gänzlich niedergerissen hatte, wurde sie gewahr, dass die Freidenker anderer Confessionen vorsichtiger gewesen sind, und sich mit der Abtragung ihrer Mauern nicht besonders beeilten. Unter dem Vorwande, der allgemeinen Bildung mehr Raum zu bieten, hat das fortschrittliche Judenthum manch werthvolle Stücke der bisherigen Erziehungsmethode als werthlosen Ballast über Bord geworfen. Darunter befand sich auch ein gut Theil Religion. Dadurch ist nun unsere Jugend unjüdischer geworden, verlottert wurde sie aber nicht. Ihr geistiges und moralisches Niveau ist eher gestiegen als gesunken.

Wie konnten aber derartige Vorwürfe überhaupt aufkommen? Wie können sie sich trotz ihrer Absurdität noch immer erhalten? Weil sie einen Schein von Berechtigung haben, weil sie sich anscheinend auf vereinzelte Thatsachen stützen konnten. Der Uebergang des Judenthums von starrer Orthodoxie zur freidenkerischen Reform war ein plötzlicher, unvermittelter. Wie der über Nacht reichgewordene arme Mann zum Protzen wird, so wurde der orthodoxe Jude durch das Licht der Aufklärung, das ihm nun urplötzlich zuströmte, zum Atheisten. Wohl vollzog sich in manchen Kreisen diese Wandlung nicht rapid, sie bereitete sich allmählich vor, aber auch da empfand man das Bedürfnis nach Glaubens- und Gewissensfreiheit, und ein zersetzender, kritischer Geist hielt seinen Einzug in das Judenthum. Die hebräische Sprache wurde das erste Opfer dieser urplötzlichen Aufklärung. Sie sollte als ein Hindernis der Amalgamirung aus dem Plane des Religionsunterrichtes ausgeschieden werden. Dies war nun entschieden ein grosser Irrthum, die ihn begingen, handelten aber in gutem Glauben, darum müssen wir sie entschuldigen. Durch diesen unvermittelten Uebergang gerieth nun das moralische Gleichgewicht des modernen Judenthums ins Schwanken, und es bedarf viel Zeit und guten Willen, um es wieder zur Ruhe zu bringen. Damit auch der Anschein, als ob das moderne Judenthum die Verlotterung der Jugend verschuldet hätte vermieden werde, muss dieses den festen Vorsatz fassen, die Fehler der Vergangenheit gutzumachen. Die Einschränkung des Religionsunterrichtes und die Abschaffung der hebräischen Sprache hat sich als ein tactischer Fehlgriff erwiesen, und schon beginnt diese Erkenntnis bei den leitenden Persönlichkeiten des modernen Judenthums aufzudämmern, und die hebräische Sprache als ideales Einigungsband ganz Israels, erlangt im Plane unseres Religionsunterrichtes nach und nach die ihr gebührende Stellung.

Der Religionsunterricht.

Anderthalb Jahrzehnte ist es schon her, dass die entthronte hebräische Sprache wieder in ihre Rechte eingesetzt wurde, aber von den Erfolgen dieses Wandels ist noch immer nicht viel zu merken. Nicht einmal soviel wurde erreicht, dass unsere Jugend, die das im Lehrplane der Volks- und Mittelschulen

vorgeschriebene Material durchgenommen hat, sich im Gebetbuche zurechtfinden könnte. Noch immer werden ihr die sogenannten ethischen Grundsätze des Judenthums, die mitunter ihr Fassungsvermögen übersteigen, eingepaukt, aber das hebräische ABC bleibt ihr fremd. Kaum dass sie eine Ahnung hat von der grossen Vergangenheit unseres Volkes, über die Ziele, die das Judenthum zu verfolgen, über die Ideale, die es zu verwirklichen hat, ist sie im Dunkeln. Auch hier hat das System die Philosophie erschlagen, die Form den Geist getödtet. Etwas weniger Principien und mehr Verständnis, vielleicht auch weniger Applomb und mehr Erfolge. Um alles in der Welt möchten wir nicht dem dummen Erfolge eines blinden Zufalles, der der Menge gewaltig imponirt und die Anerkennung des wahren, reinen Strebens hindert, das Wort reden. Aber ein Streben, das nach so langer Zeit noch immer keine Erfolge aufzuweisen hat, eine Bemühung, die nach anderthalb Jahrzehnten noch kein nennenswerthes Resultat erreichen konnte, muss uns nachdenklich stimmen. Irgendwo muss ein Fehler stecken, entweder im System oder in seinen Vertretern, im Unterrichte oder in den Personen, welchen er anvertraut ist. Dass es an geeigneten Lehrkräften und an Lehrbüchern, die von einem edlen, tiefen, wahren, religiösen Geiste getragen sind, mangelt, erklärt uns diese Erscheinung nur ungenügend. Weit schwerwiegender und verhängnissvoller ist der Umstand, dass zwischen Haus und Schule keine befruchtende Wechselwirkung obwaltet. Doch ist dies ein Punkt, der in das Gebiet des Predigers gehört, dem wir es auch überlassen, obgleich wir uns selbst von den schönsten Capucinaden unserer betalarten Demosthenese keinen Erfolg versprechen.

Die Frage der Religionslehrer erheischt eine dringende Lösung. Bis jetzt recrutirt sich das Material der Religionslehrer aus verkrachten Existenzen, verbummelten Bachurim, aus Lehrern, die weder religiösen Sinn, noch jüdisches Wissen haben, aus Schächtern und Cantoren, deren einziger Anspruch auf eine derartige Stelle ihre Unwissenheit ist. Tüchtige, geeignete und würdige Lehrer gehören zu den grössten Seltenheiten. Es ist eine ebenso beschämende als traurige Thatsache, dass in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie auch nicht ein einziges Religionslehrerseminar besteht. Woher soll man unter solchen Umständen das für den Religionsunterricht geeignete Personal nehmen? Kann man sich dann wundern, wenn das Ansehen der Religionslehrer bei Schülern und Eltern ein derart geringes ist, dass der Unterricht kein erspriesslicher, erfolgreicher sein kann? Ein Lehrer, der mit dem Fluche der Missachtung beladen, vor seine Schüler hintreten muss, zerrt auch den von ihm gelehrten Gegenstand in den Koth hinab, und dadurch wird der religiöse Sinn der kommenden Generation schon im Keime getödtet. Wie soll da das Streben jener

Männer, die diesem Uebel durch die Gründung von Talmud-Thora und Religionsschulen steuern wollen ein erfolgreiches sein, wenn sie keine Autorität und keinerlei Rechte besitzen, wenn sie, nicht einheitlich organisirt, weit eher zerstören als aufrichten? Wollte man die Zukunft des Judenthums sichern, dann müsste vorerst hier Wandel geschaffen werden. Wie dies zu geschehen habe, bliebe jener Art von Organisation vorbehalten, die wir noch besprechen wollen. Ihre Aufgabe wäre es auch, einen einheitlichen Lehrplan auszuarbeiten. Weder ethische Lehrsätze, noch der historische Unterricht erschöpfen den Lehrplan eines zweckentsprechenden Religionsunterrichtes. Alles was mit dem jüdischen Leben verbunden ist, historisches und actuelles, sollte in diesen Lehrplan Aufnahme finden, eine besondere Pflege wäre den Idealen des Judenthums, der Wechselwirkung zwischen Haus und Leben zuzuwenden. Die Lehren und Grundwahrheiten des Judenthums sollten da mit den Anforderungen des modernen Lebens in Einklang gebracht werden, darum sollten bei der Feststellung jenes Planes nicht nur Rabbinen, sondern auch Laien zu Rathe gezogen werden. Die Details dieses Planes anzugeben, ist hier der Platz nicht. Aber nur kein Mitleid, kein falsches Erbarmen mehr! Wir brauchen keine Religionslehrer, die aus blossem Mitleid angestellt werden, und deren Anwartschaft und Befähigungsnachweis für diese Stelle in ihrem zerrissenen Rocke besteht. Und auch keine Lehrbücher, die den erstbesten Dummkopf zum Verfasser haben. Ueberhaupt keine falsche Rücksicht mehr, wenn es sich um die heiligsten Güter Israels handelt. Die Vortheile des Augenblickes dürfen uns die berechtigten Interessen der Zukunft nicht vergessen lassen.

Ohne auf die weitere Anlage dieses Lehrplanes einzugehen, sei hier bemerkt, dass in ihm der hebräischen Sprache ein weitaus grösserer Raum zugewiesen werden musste, als es bisher der Fall gewesen. Eine falsche Pruderie hat sie aus unseren Schulen verdrängt, eine richtige Erkenntnis unserer Pflichten und Aufgaben muss sie wieder dahin zurückführen. In diesen Tagen der heissesten nationalen Kämpfe, wo Deutsche und Slaven einen Kampf auf Leben und Tod miteinander führen, ist es nicht nöthig, aus einem entlegenen Winkel der Weltgeschichte Beispiele dafür zu bringen, dass die kräftigste Stütze und das dauerhafteste Einigungsmittel der Nationen ihre Sprache ist. Wir Juden sind aber eine Nation. Dies beweist der Hass der Gegner so gut, wie die Liebe unserer Freunde. Zwischen diesen zwei Extremen stehen die lauen Confessionisten, die das Judenthum auf die Synagoge beschränken möchten. Hier ist aber die Mittelstrasse der falsche Weg. Was Feinde und Freunde, gleichviel aus welchen Motiven, bekennen, das muss wahr sein. Auch unsere Vergangenheit ist nicht die einer Glaubensgenossenschaft, sondern die einer Nation. Sind wir aber eine

solche, dann müssen wir eine Sprache haben. Nun geniesst das Judenthum die besondere Ehre, eine Sprache zu besitzen, in der die Bibel geschrieben ist. Dies sagt uns mehr, als die lautesten Dithyramben preisen könnten. Sie war uns im Laufe der Zeiten mehr als eine blosse Kirchensprache, die auf den engen Kreis der Geistlickkeit beschränkt ist. Sie war wohl keine Volks-, sie war im edelsten Sinne des Wortes eine nationale Sprache. Aber nur keine sentimentale Schwärmerei! Nichts von einem idealen Bande, als welches die hebräische Sprache das zerstörte Israel vereint. Denn der Geist Voltaires spukt noch unter uns, unter seinem Hauche wird aus dem idealen Bande ein Strick, der sich dem modernen Judenthume um den Hals legt, ihm Luft und Athem benimmt. Die hebräische Sprache verlangt nicht unseren Dank und auch unsere Schonung nicht, sie verlangt nur ihr Recht.

Es fällt wohl dem grössten Freunde der hebräischen Sprache nicht im Traume ein, sie als Landessprache zu fordern. Nicht einmal den modernen Zionisten, denn zu allen Zeiten sprachen die Juden die Sprache ihrer Vaterländer. Schon Esra musste auf jenen Theil des Volkes Rücksicht nehmen, der des Hebräischen nicht mehr, und nur der Landessprache kundig war. Die Nachkommen der aus Spanien vertriebenen Juden bedienen sich heute noch nicht der hebräischen, sondern der Sprache ihrer einstigen Heimat, und in den entlegensten Dörfern Polens und in den neu angelegten jüdischen Colonien, lebt der deutsch-jüdische Jargon. Aber im Gottesdienste behielt die hebräische Sprache ihre Herrschaft bei. Trotzdem die jeweiligen Landessprachen von unseren Gesetzeslehrern als zum Gebete und zum Gottesdienste zulässig erklärt wurden, konnte diese der eingebürgerten hebräischen Sprache nur mühsam einige unbedeutende Positionen abringen. Man hält nicht so zäh an Werthlosem fest, man ist nicht conservativ in vergänglichen Dingen. Kein unzeitgemässer Romanticismus fordert die Beibehaltung der hebräischen Sprache in Gottesdienst und Religionsunterricht, und die ihr das Wort reden, sind nicht Nachkommen Don Quixottes. Denn wenn es Homer und Sophocles verdienen, dass ihrethalben Tausende von Mittelschülern jahraus jahrein mit den Schwierigkeiten der griechischen Sprache kämpfen müssen, dann verdient es die Bibel auch, dass ihr zuliebe die hebräische Sprache in den Religionslehrplan aufgenommen und dass sie im Gottesdienste beibehalten werde. Dort wo, und in dem Masse wie das Verlangen nach ihr vorhanden ist, mag sie durch die Landessprache ersetzt werden, aber in Schule und Gotteshaus sollte sie als ein gewaltiges historisches Denkmal erhalten bleiben. Dort, damit sie das jüdische Bewusstsein in der heranwachsenden Generation wachrufen, hier nicht zur Erbauung und Belehrung, sondern zum Gebet und zur Vorlesung der Thora. Wir brauchen durch ihre Abschaffung nicht

unseren Patriotismus zu bekunden, denn in allen Ländern sind wir mehr Patrioten als Juden. So sind die jüdischen Bewohner der rheinländischen Provinzen noch immer treue Anhänger der französischen Idee, und unter den älteren Juden Ungarns finden wir viele, die in der alten ungarischen Tracht einherstolziren, trotzdem auch ihre kernungarische Umgebung sich schon längst europäisirt hat. Dieser conservative Zug ist eine schöne, nationale Eigenart der Juden. Sollten wir sie blos in der Frage der hebräischen, unserer nationalen Sprache verleugnen? Ein Blick auf die Entwicklung der religiösen Idee im Judenthum belehrt uns darüber, dass diese unter dem Einflusse des Zeitgeistes temporären Schwankungen ausgesetzt war, dass sie aber dann wie die Quecksilbersäule des Thermometers auf einem bestimmten Punkte stehen blieb, und sich daselbst festhielt. Und ein solcher Punkt ist die hebräische Sprache.

Die Election.

Man lege weder der hebräischen Sprache noch dem Religionsunterrichte eine Bedeutung bei, die ihnen nicht zukommt. Das einzige Dogma des Judenthums ist das von der Election. Wir sind und bleiben trotz der heftigen und vielfachen Anfeindungen, denen dieser Lehrsatz seit jeher ausgesetzt war, das auserwählte Volk. Wie, fragen unsere Geschichtsforscher, dieses aus Egypten davongelaufene Sklavengesindel, sollte unter den auf einer weit höheren Culturstufe stehenden Völkern des Alterthums allein der Offenbarung gewürdigt worden sein? Der erstbeste jüdische Lump sollte von einem höheren Adel sein, als die hochgeborenen Adeligen aller Länder? Aber auf solche Weise kann eine jede Idee ins Lächerliche gezogen werden, denn der Schritt, der das Erhabene vom Lächerlichen trennt, ist bald gethan.

Die Thatschen der Geschichte sind aber unerbittlich. Sie können weder durch geistvolle Aperçues, noch durch autoritative Machtworte abgeändert werden. Ein Volk, das einst etwas Grosses vollbracht, das auf dem einen oder dem anderen Gebiete des menschlichen Wissens und Wirkens Grosses geleistet, kann und wird mit der Zeit in Stagnation gerathen, kann und wird von der hohen Stufe, die es einst einnahm niedersteigen, oder gewaltsam gestürzt werden; aber das Verdienst, das es sich erworben, bleibt selbst nach dem Untergange des Volkes bestehen. Die Idee der Election ist nun eine historische Thatsache. An und für sich nur ein Ausfluss des nationalen Stolzes, der bei jedem Volke anzutreffen ist, wird sie zu einer historischen Idee, wenn sie auf Verdiensten beruht, zielbewusst angewendet und durch Jahrtausende consequent durchgeführt wird. Nicht in darwinischem Sinne, blos als natürliche Zuchtwahl, sondern auch in ethischem und historischem Sinne ist die Auserwähltheit Israels eine feststehende, geschichtliche Thatsache. Jene jüdischen Jammergestalten, die man in den un-

cultivirten Ländern des östliche Europa antrifft, die durch Jahrhunderte systematisch verdummt und geistig geknebelt wurden, sind lebende Beweise für die Wahrheit dieser Lehre. Denn in ihrem verunstalteten Körper wohnt ein edler, dem Treiben ihres jammervollen Daseins abgewandter Geist. Ihr gebeugter Rücken scheint ein armes Herz zu schützen, in welchem ein Kleinod gehütet wird. Auch dieser schmutzige, schäbige Jude, diese Zielscheibe billiger, frivoler Witze, der in seinen schweren Nahrungssorgen seinen Idealismus nicht verliert, verkörpert uns das Dogma von der Election. Im modernen Juden, der sich mit seinem arischen Gesinnungsgenossen über diese Anmassung gleichfalls belustigt, lebt dieses Dogma nicht mehr. Denn wie alles, wurde auch das moderne Israel unter dem Eindrucke der Zeitcultur mit ihrer nivellirenden Tendenz, ein Volk der Mittelmässigkeiten. Wir wollen den Einfluss der modernen Cultur auf das Judenthum nicht weiter prüfen, wir wollen nicht untersuchen, was diese uns an Werthvollem genommen und dafür Minderwerthiges gegeben hat, sie hat uns aber zum Ahaswer der Weltgeschichte gemacht. Als solche werden wir noch lange umherirren müssen, wir werden vielleicht nie zur Ruhe gelangen, denn Ideen müssen wandern, um zu leben.

Cultur oder Judenthum?

Wir hatten im Verlaufe unserer Betrachtungen nicht selten Gelegenheit, den schädlichen Einfluss moderner Culturzustände auf das Judenthum zu beobachten. Folgt aber daraus, dass Cultur und Judenthum unvereinbar sind, dass wir auf jene verzichten müssen, wenn wir diese stärken wollen?

Die Frage in dieser Form gestellt, ist uncorrect und sie soll richtig heissen, wie kann mit der Verbesserung der Cultur auch die der religiösen Zustände erreicht werden? Nur durch die Erkenntnis, dass Cultur und Judenthum einander nicht ausschliessen, sich vielmehr gegenseitig bedingen, gelangen wir zu einer historischen Würdigung des Judenthums. Nur im Anfange glaubt ein jeder Jude, der soeben von der Cultur beleckt wurde, dass seine ablehnende Haltung dem Judenthume gegenüber, das Kriterium seiner Intelligenz ist. Bei fortschreitender Bildung gelangt er dann zu der Erkenntniss, dass eine jede Cultur ihren Cultus haben muss. Das protestantische Deutschland, die anglikanischen Britten und die orientalischen Russen bieten hiefür den deutlichsten Beweis, von den eigenartigen Culturzuständen des Orients zu schweigen. Zumindest in dem Masse als jene, ist auch unsere Religion culturfähig, denn wir sind der Boden, aus welchem ein gut Theil moderner Cultur emporgewachsen ist. Die moderne Bildung könnte ganz gut zur Kräftigung des religiösen Bewusstseins führen, wenn unsere intelligenten Kreise sich von der falschen Meinung emancipiren wollten, dass sie in dem Momente, in welchem sie sich eine Eintrittskarte in die Hallen der modernen

Gesellschaft gelöst haben, aufhören müssen Juden zu sein. Sieht man nun, wie die Intelligenz ihrem Glauben immer mehr entfremdet wird, was Wunder dann, dass sich in strenggläubigen Kreisen die Meinung verbreitet, dass die moderne Cultur dem Judenthume feindlich gesinnt, und ein jeder Gebildete ein Abtrünniger an der Sache des Judenthums ist? Glücklicherweise ist auf diesem Gebiete eine Wendung zum Besseren bemerkbar. Auch bei orthodoxen Juden beginnt die Erkenntniss, dass Bildung und Frömmigkeit auch neben einander bestehen können, durchzudringen. Der Umstand, dass gereifte Männer, die in ihrer Jugend von den Schlagworten des Liberalismus und des Freidenkerthums geblendet, sich dem Judenthume abgewendet hatten, zu ihm nunmehr zurückkehren, hat viel dazu beigetragen. Aber nicht unter ihnen, nicht in den Reihen der bedächtigen Herren Hof-, Justiz-, Sanitäts- und Commercienräthe ist jenes Element zu finden, das uns beleben und wieder verjüngen wird. Nur eine frische, neue Kraft wird uns aus unserer Lethargie, der wir verfallen sind, aufrütteln. Nicht Bedächtigkeit, Begeisterung brauchen wir, diese ist aber nur bei der Jugend zu finden. Diese war bisher ihrem Glauben derart entfremdet, dass ihre Absatmmung ihr von brutalen Gesellen in Erinnerung gebracht werden musste. Im Vollbesitze ihrer Kraft erhebt sich nun diese Jugend, um ihre Kräfte dem Judenthume zu weihen. Sie ist der Vorkämpfer der Zukunft, einer Zeit, in welcher die Cultur das Judenthum nicht mehr bedrohen, und keine uns feindliche Tendenz mehr besitzen wird. Daher wird diese Frage in Hinkunft nicht mehr so aufgeworfen werden, wie sie heutzutage noch gestellt wird, Cultur oder Judenthum, sie muss und wird vielmehr lauten, Cultur und Judenthum.

Unsere Jugend.

Das grösste Verdienst bei dieser Erweckung der Jugend gebührt unstreitig den ungünstigen äusseren Verhältnissen, also dem Antisemitismus. Unsere Jugend weiss es, dass die Juden überall den socialen und ökonomischen Gesetzen ihrer Umgebung unterworfen sind. Sie weiss es, dass das grosse Elend des osteuropäischen Judenthums ein Schandfleck unserer Civilisation ist. Sie sieht die trostlose Inschrift des Dante'schen Inferno über den Eingängen der noch bestehenden Judenviertel, in welchen es an den Grundbedingungen eines menschenwürdigen Daseins gebricht. Sie weiss es, dass das Handwerkerproletariat Rumäniens zumeist aus Juden besteht, welche durch die allerschwersten Arbeiten bedrückt, ein kümmerliches Dasein fristen. Ihr sagt die Statistik, dass es in Russland mehr als Hunderttausend jüdische Familien gibt, die ihren kärglichen Acker bebauen, dass die Dockarbeiter der niederländischen Hafenstädte, dass die Lastträger und Kahnführer in Saloniki zumeist Juden sind. Sie weiss es, dass in Galizien und der Bukowina jüdische Arbeiter sowohl von arischen als von semitischen Brotherren

ausgebeutet werden, es ist ihr nicht unbekannt, dass von der namenlosen Armuth, die im Westend Londons haust, und von dem daselbst herrschenden Saugsystem der Schneidermanufaktur zumeist ihre Glaubensbrüder betroffen sind, dass unter den Hungerlöhnen der europäischen Industrieländer die Juden in höherem Masse zu leiden haben als die Christen. Und hätten diese düsteren Bilder des socialen Elends die Augen unserer Jugend nicht zu öffnen vermocht, hätten die Anklagen der Arbeitsscheue, des Reichthums und des parasitären Wohllebens die trotzdem gegen das Judenthum erhoben wurden, sie nicht zur Besinnung gebracht, hätte die stiefmütterliche Behandlung, die ihr von Staat und Gesellschaft zutheil wurde, ihr die Nothwendigkeit eines engen Zusammenschlusses nicht zu Gemüthe geführt, dann hätte sie es nicht verdient jüdische Jugend, der Grundstein und die Hoffnung einer besseren Zukunft Israels genannt zu werden. Aber unsere Jugend verleugnete ihre Tradition nicht, sie schaarte sich um das altehrwürdige Banner des Judenthums, sie weihte sich zum Vertreter der nicht bloss nationalen jüdischen Idee.

Möglich, dass in diesem Kampfe gegen die moderne Cultur mit ihren judenfeindlichen Tendenzen, dass in der überschäumenden Begeisterung, die bei dem Beleben der jüdischen Idee unserer Jugend sich bemächtigte, diese etwas übers Ziel geschossen hat, dass mit den richtigen Ideen auch manch falsche Vorstellungen bei ihr das Oberwasser gewonnen habe. Vielleicht steht mitunter jugendlicher Uebermuth und Schwärmerei der reiflichen Ueberlegung hindernd im Wege. Aber eine Idee, die nicht zu begeistern vermag, ein Gedanke, der mit der trockenen, nüchternen Logik mathematischer Lehrsätze auftritt, wird die Massen nie durchdringen, und keine Siegesstimmung wecken. Nur die Wahrheit, die sich durch eine Menge von Irrthümern durchgerungen, ist absolut, nur die Idee, die durch schmerzliche Erfahrungen geheiligt wurde, ist siegreich.

Diese neue Geistesrichtung unserer Jugend, ist nach zwei Seiten hin als eine Reaction aufzufassen. Sie ist, wie schon klargelegt, eine Auflehnung gegen die reactionären Tendenzen unserer Zeit, und in religionsphilosophischem Sinne bedeutet sie ein lebendes Veto gegen die von Hegel und Feuerbach geoffenbarte Lehre von der Allmacht und Unfehlbarkeit der Philosophie. Von jenem stammt die mehr selbstbewusste als wahre Ansicht, dass die Religion gut ist für den Nichtphilosophen, dass sie für den Philosophen einen überwundenen Standpunkt bedeutet. In weiterer Entwicklung dieser Theorie hat Feuerbach den Lehrsatz aufgestellt, dass die Religion das Grundübel der Menschheit sei, und dass all das Gute, was in der Welt je zu Tage trat, nicht durch die Religion, sondern trotz derselben entstanden ist. Mögen nun solche Meinungen entweder durch die praktische Aeusserung der Religion in

ihrem Cultus (Pfleiderer) widerlegt worden sein, oder durch die historische Entwicklung der religiösen Idee sich als unhaltbar erwiesen haben, mögen sie auch ihrem Inhalte nach als bloss für das Christenthum geltend bezeichnet werden, sie bedeuten in allen Fällen eine Kriegserklärung der Philosophie an die Religion. Der Atheismus befehdet alle Religionen und einen jeden Cultus. Diese Ansichten von dem Schiffbruche der Philosophie sind auch in die Reihen des Judenthums eingedrungen, darum trat bei der Intelligenz das religiöse Gefühl wieder auf; dies die zweite Erklärung für die Rückkehr unserer Jugend zu ihrem Glauben.

Die eben angeführte Ursache hat es bewirkt, dass Gemeinde und Rabbinerverbände, diese berufensten Richter in religiösen Fragen, sich vor ihnen scheu zurückzogen. Man sprach von Gewissensfreiheit, man missbrauchte als Feigenblatt dieser Feigheit den schönen Namen der religiösen Toleranz. Durch derartige Leisetreterei wird der Lärm des inneren Zwiespaltes nicht übertönt, der orthodoxe Gimpel geht auf diesen Leim nicht. Man denke nur an den frisch aufgewärmten deutschen Rabbinerverband, wie er sich schön vereinte, um sich wieder zu entzweien. Man denke nur an die Organisation des ungarischen Judenthums, welche trotz dreissigjähriger angestrengter Arbeit nicht zu Stande kommen konnte, weil die Orthodoxie ihre jämmerliche Freiheit, einer blühenden aber gebundenen Einigkeit vorziehen zu sollen glaubte. Trotzdem der Vogelsteller ihr seine wunderschönste Zaubermelodie vorgepfiffen hat, trotzdem man ihr den Vogelbauer hübsch weich und behaglich auspolstern wollte, liess sich die Orthodoxie von dem Fortschritte nicht ins Garn locken. Das grösste Entgegenkommen, die weitestgehenden Concessionen fruchteten nichts, der bestehende Bruch konnte nicht einmal äusserlich verkleistert werden. Dies diene der Judenschaft aller Länder zur Warnung. Man darf in einer übel angebrachten Opportunitätspolitik nicht allzuweit gehen. Man gibt nur seine eigene Freiheit preis, wenn man Elemente an sich zu ziehen wünscht, die sich wie die zwei gleichartigen Pole der Elektricität abstossen. Der Ausschluss religiöser Fragen aus den Erörterungen und Verhandlungen der dazu berufenen Verbände und Vereinigungen, ist der Krebsschaden des modernen Judenthums. Käme es in Folge einer offenen Stellungnahme in religiösen Fragen zu einer Trennung der heterogenen Elemente, so wäre dies noch viel besser, als der gegenwärtige Zustand, in welchem wir zwar getrennt marschiren, aber vereint geschlagen werden. Man will nicht sehen, wie in Folge dieser verderblichen Opportunitätspolitik ein Stein um den anderen sich vom Gebäude des Judenthums loslöst, man will nicht den eindringlichen Mahnruf der Zeit hören, der eine offene Stellungnahme zu diesen Fragen fordert.

Nicht um den Gewissenszwang handelt es sich da, denn dadurch, dass wir unsere Stellung präcisiren, zwingen wir niemanden dazu, dass er sich ihr anschliesse. Mögen beide Parteien ihren Anhängern Directiven geben. Diese sind dadurch noch nicht zu ihrer Befolgung gezwungen. Aber das könnte bewirkt werden, dass die sich gegenwärtig paralysirenden Kräfte der beiden Parteirichtungen frei werden, und eine, für das ganze Judenthum segensreiche Thätigkeit entfalten könnten. Diesen Fehler des Judenthums hat unsere Jugend deutlich erkannt, sie hat die das Judenthum am meisten interessirende nationale Frage zur Discussion gestellt. Aus dieser dürfte vielleicht in nicht allzuferner Zukunft auch eine aufklärende Stellungnahme in religiösen Fragen überhaupt erwachsen. Man begehet nicht den Fehler eines unzeitgemässen Optimismus, wenn man von dieser Aufklärung eher eine Einigung als eine Spaltung des modernen Judenthums erhofft. Da hat die Jugend uns wieder einmal bewiesen, dass kecker Jugendeifer unter Umständen besser ist, als altersschwache Bedächtigkeit. Und hat sie uns noch keine Heilung gebracht, sie hat uns zumindest den Weg gezeigt, der dahin führt.

Unsere künftige Organisation.

Was hätte des wahrhaft Grossen und Werthvollen für das Judenthum geleistet werden können, wenn die heute bestehenden Vereine und Verbände, sich in den Dienst der grossen, jüdischen Idee gestellt hätten? Der Fluch unserer Zeit lastet auch auf unseren Vereinen. Persönlichkeiten, nicht Personen stehen ihnen vor, Interessen und nicht Principien erhalten sie. Eine einheitliche, das Judenthum der einzelnen Länder umfassende Organisation konnten wir nie zu Stande bringen. Am Anfange unserer Geschichte nicht, denn was wir da an Organisation besassen, war fremden Ursprunges. Heute nicht, denn der Schein einer Organisation, den wir heute besitzen, ist nur mit staatlicher Hilfe zu Stande gekommen. Die Vereine und Verbände, indem sie die Kraft des Judenthums zersplittern, verhindern das Zustandekommen einer einheitlichen Organisation. Von Frankreich und einigen Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands abgesehen, gibt es nirgends ein Forum, das zur Wahrung unserer moralischen und geistigen Interessen, unserer Stellung und unseres Ansehens berufen wären. Alle anderen Confessionen handhaben ihre selbstgeschaffenen Synodalverfassungen mit peinlichster Genauigkeit, wohl wissend, dass darin die Quelle ihrer Macht liegt. Wir hingegen befolgen die Politik der freien Hand und flunkern dabei mit dem Schagworte der Gewissensfreiheit. Aber eine vorerst rein administrative Organisation, hat mit ihr nichts zu schaffen. Zudem ist in manchen Ländern, wie beispielsweise in Oesterreich mit Ausschluss der östlichen Provinzen oder in Deutschland der Gegensatz zwischen den beiden Schattirungen des Judenthums kein derart grosser, dass eine Verständigung in religiösen Fragen nicht erzielt werden könnte. Können

die religiösen Differenzen nicht ausgeglichen werden, dann sollten die beiden Fractionen sich besonders organisiren, denn eine getheilte Organisation ist noch immer besser, als gar keine.

Diese Organisation soll, wie eine jede Form der Verfassung, nicht künstlich geschaffen, sie soll aus den bestehenden Institutionen des Judenthums hinaus entwickelt werden. Ihre natürliche Grundlage ist die Cultusgemeinde. Diese müsste vorerst ihren Blick erweitern, und auch den allgemeinen Fragen des Judenthums ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Aber nicht durch die Schaffung von Gemeindebunden, denn diese sollen nicht der Anfang, sondern das Ende der organisatorischen Thätigkeit sein. Die Nachbargemeinden, die in religiöser wie socialer Beziehung so ziemlich den gleichen Standpunkt einnehmen, sollen sich zuerst vereinigen. Sie könnten mit der Zeit eine Kreissynode bilden, in welcher weltliche und geistige Vertreter der Gemeinden sitzen. In den Fragen der religiösen Reform und in allen, das religiöse Leben betreffenden Angelegenheiten, wären die Entscheidungen der Synode mehr informativer als legislativer Art. Denn die Autonomie der Gemeinden sollte strenge gewahrt, und ihnen von Fall zu Fall durch die Synode nur eine Directive gegeben werden. Haben die Kreissynoden sich als nützlich erwiesen, dann könnten sie sich zu Landessynoden erweitern, in welchen jeder Kreis seine geistlichen und weltlichen Vertreter hat. Was von den Entscheidungen der Kreissynoden, das gilt auch von den religiösen Beschlüssen der Landessynoden, welche also für die einzelnen Gemeinden keineswegs verbindlich sind. Zur ständigen Führung der Synodal-Angelegenheiten, ernennt die Landessynode ein Consistorium, das dem Staate gegenüber das Judenthum vertritt, alle zur Abwehr der antisemitischen Bewegung und zur Hebung unseres Ansehens erforderlich erscheinenden Mittel ergreift, mit einem Worte die rechtliche Verkörperung der Landesjudenschaft ist. Ob eine Vereinigung der verschiedenen Landessynoden erforderlich wäre, könnte aus dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit entschieden werden. Den Vorwurf der Heimatlosigkeit dürfte man aber gegen eine solche internationale Vereinigung der Landessynoden ebenso wenig erheben, wie ein ähnlicher Vorwurf gegen die auch international organisirten christlichen Confessionen erhoben wurde. Die Wichtigkeit der zur Verhandlung stehenden Frage entscheidet, welchem von diesen Foren die Entscheidung zusteht. Die Statuten der bereits bestehenden Synodalverfassungen, wie auch die über diese Frage veröffentlichten zahlreichen Vorschläge könnten zum Vortheile der hier angeregten Verfassung verwendet werden.

Neu ist dieser Vorschlag keineswegs, schon der erste Organisator Israels, der midjanitische Priester Jethro hat ihn gemacht, nur sein Aufbau ist, wie er hier vorgeschlagen wurde, neu. Mose hat ihn erprobt, er könnte auch vom modernen

Judenthume versucht werden. Auch die hiefür geeigneten Männer hat schon Jethro namhaft gemacht. Sie sollen sein „wackere, gottesfürchtige, wahrheitsliebende, uneigennützige Männer.“ Man müsste an die Zukunft Israels zweifeln, sollte man befürchten, dass das moderne Judenthum solche Männer nicht besitzt.